



Deutschland gegen England: Elferschmäh und Hunnenangst



Portugal – Brasilien 0:0
Nordkorea – Elfenbeinküste 0:3
Spanien – Chile 2:1, Schweiz – Honduras 0:0
Achtelfinale: Spanien – Portugal,
Brasilien – Chile
Seiten 21–24

Die erschreckende Frau F.

Peter Henisch
im ALBUM

SA./SO., 26./27. JUNI 2010 | ÖSTERREICHS UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG | HERAUSGEGEBEN VON OSCAR BRONNER | € 2,00



Eine andere Schule ist möglich

Die Schule prägt für das ganze Leben. Deshalb gibt es kaum ein anderes Thema, das so emotional diskutiert wird. In Österreich herrschen ideologische Frontstellungen, die anderswo überwunden sind. Wir haben deshalb für diese Schwerpunktausgabe Beispiele gesucht, wie Visionen einer „anderen Schule“ realisiert worden sind. Auch wenn es in Österreich Projekte engagierter Lehrer mit neuen Ansätzen gibt, haben wir uns vor allem auf ausländische Modelle konzentriert. Wir wollen mit diesem Blick über Grenzen den Horizont der Bildungsdebatte erweitern.

Der Handlungsdruck ist groß, auf politischer Ebene gibt es nur Lippenbekenntnisse. „Politik, die versagt, verantwortet Schule, die versagt“, schrieb **Lisa Nimmervoll** jüngst in einem Kommentar. Sie hat diese Ausgabe redaktionell betreut, **Bettina Stimer** und **Rudi Reiterer** haben federführend mitgearbeitet. Bildungsexperte **Karl Heinz Gruber** haben wir um Vorschläge gefragt, Autoren und Schriftstellerinnen wie **Christine Nöstlinger** und **Linda Stift** um Einschätzungen. Und wir haben Politiker, Wissenschaftler, Manager und Künstler um Schulfotos gebeten und darum, zu erzählen, welche „andere Schule“ sie sich gewünscht hätten oder was sie ändern würden. **Alexandra Förderl-Schmid**, **Chefredakteurin** derStandard.at/AndereSchule

HEUTE

Kopf des Tages Die Bestellung der SP-nahen Verfassungsrichterin Claudia Kahr zur Asfinag-Aufsichtsratschefin sorgt für Wirbel. **Seiten 31 und 48, Kolumne Seite 46**

EU-Politiker sollen nach Gaza Israel will beweisen, dass es keine humanitäre Krise gebe. Ein mögliche Strategie: den Gazastreifen völlig von Israel abzukoppeln. **Seite 9**

Geld für Missbrauchopfer Die Klansic-Kommission will bis zu 25.000 Euro an die Opfer zahlen. Opfervertreter sind empört und sprechen von „Almosen“. **Seite 16**

Van der Bellen bei Wien-Wahl Der Exchef wird um Vorzugsstimmen kämpfen. Beim Zwist in Mariahilf kalmiert Maria Vassilakou. **S. 18**

Triumph-Werk schließt Der Wäschekonzern gibt das steirische Werk in Hartberg auf. 300 Näherinnen verlieren ihren Job. **Seite 26**

Anforderungen an Schule Personalberater machen deutlich, was sie sich vom Bildungssystem erwarten.

KARRIERESTANDARD
Seiten K 1 – K 20
BILDUNG & KARRIERE
Seiten K 21 – K 24

STANDARDS

NetBusiness, Wissenschaft . . . 36
Veranstaltungen, Kino . . . 40, 41
TV, Switchlist 42, 43
Spezial Junge Burg 44
Kommunikation 45
Rätsel A8
Sudoku K 20

WETTER

Im Laufe des Samstags nehmen Wolken, Regenschauer und Gewitter zu. Die Höchstwerte liegen zwischen 19 und 27 Grad. **Seite 40**

**Nachrichten in Echtzeit auf
derStandard.at**



79 Prozent sagen: Talente bleiben in Schulen ungenutzt

STANDARD-Umfrage gibt Lehrern Mitschuld an Bildungskrise Ministerin Schmied will Neue Mittelschule für ganz Vorarlberg

Wien – In den österreichischen Schulen verkümmern talentierte Schülerinnen und Schüler – und sie bekommen vielfach falschen Lehrstoff vorgesetzt, zum Beispiel zu wenige Sprachen. Diese Meinung erhob das Linzer Market-Institut in einer großen Bildungsumfrage für den STANDARD. Fast vier Fünftel (79 Prozent) der Befragten sagen, dass viele Fähigkeiten und Talente der Kinder ungenutzt bleiben. Frauen vertreten diese Meinung noch stärker als Männer. Eine mögliche Schuldzuweisung geht an die Lehrer: Sie werden von 44 Prozent der 500 Befragten – gerade auch von Eltern schulpflichtiger Kinder – als weniger engagiert erlebt als früher.

Ohne Nennung des polarisierenden Wortes „Gesamtschule“ sagt nur jeder Zehnte, dass die erste wichtige Schullaufbahntrennung mit zehn Jahren passieren sollte. Zwei Drittel (67 Prozent) halten 14 Jahre für richtig. Das ist auch Unterrichtsministerin Claudia Schmied (SPÖ). Im

STANDARD-Interview kündigt sie an, dass sie als nächsten „bahnbrechenden“ Schritt ein ganzes Bundesland auf die Neue Mittelschule umstellen möchte. Vorarlberg wäre dafür prädestiniert. (red)

THEMA Seiten 2 und 3

Obamas Finanzmarktreform steht

Nein zu Merkels Steuerforderungen beim G-8-Gipfel

Washington/Toronto – Der US-Kongress ebnete am Freitag, rechtzeitig vor dem G-20-Gipfel, den Weg für die größte Finanzmarktreform seit 80 Jahren. Das von Barack Obama forcierte Gesetz soll Märkte

transparenter machen. In Kanada beim G-8-Gipfel blitzte Deutschland mit der Forderung nach Bankenabgabe und Finanztransaktionssteuer ab. (red) **Seite 28, 29, Kommentar Seite 48**

Nichtstuer-Staat

Unser Staat ist, wie zuletzt an dieser Stelle herausgearbeitet wurde, zugleich ein „Angstbeißer“ (gegenüber harmlosen Flüchtlingen) und ein (bewusster?) „gutmütiger Depp“, wenn es um eine effiziente strafrechtliche Verfolgung der Haider/Grasser/Meischberger/etc.-Blase geht, die sich in den goldenen Jahren von Schwarz-Blau breitgemacht hat.

Wir haben aber auch einen Nichtstuer-Staat, der nicht imstande ist, die dringenden Reformen für die Zukunft umzusetzen oder auch nur angemessen zu diskutieren. Das liegt natürlich in erster Linie an unserer derzeitigen Nichtstuer-Regierung, die einerseits sehr unterschiedliche gesellschaftspolitische Ansätze hat – von der gemeinsamen Ob-

sorge für Scheidungskinder bis zur Vermögenssteuer –, andererseits aber auch nicht gewillt ist, vor den Landtagswahlen etwas Substantielles zu beschließen.

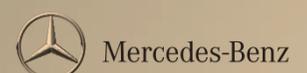
Doch die Ursachen für den Nichtstuer-Staat liegen tiefer. Das System gefällt sich selbst so prächtig und lebt so gut, dass es Änderungen als selbstmörderisch empfindet und daher verhindert. Jeder weiß, dass der öffentliche Dienst, das Gesundheitswesen und die ganze Länderstruktur zu groß und zu teuer sind. Aber in und von diesen Strukturen leben zu viele, die Veränderungen fürchten müssten. Die Stabilität der österreichischen Strukturen war einmal ein Wettbewerbsvorteil. Jetzt ist sie ein Krankheits-symptom.

RAU

Aller guten Dinge sind 33.

Es war Roland Dattls Abend. 32 Kämpfe in seiner Profikarriere hatte er warten müssen, bis er gegen den Widerstand des Boxverbands, der Dattls Art zu kämpfen stets für zu unkonventionell gehalten hatte, seine Chance auf den Gürtel erhielt. Wie gewohnt zog der 1,60-m-Mann unter den Klängen von „Do you really want to hurt me“ und dem Jubel seiner zahlreichen Anhänger in die Halle ein. Als Dattl seinem Kontrahenten siegessicher entgegentrat, zeigte sich dieser wenig beeindruckt; sind doch 45 kg selbst für einen Fliegengewichtler wenig. Der Gong ertönte und der österreichische

Meister begann sofort, mit der von ihm perfektionierten Technik des depressiven Ausweichens unter den Schlägen seines Gegners hinwegzutauschen und wie wild im Ring hin- und herzulaufen. Diese Taktik wiederholte der für seine Ausdauer bekannte Dattl bis zur 9. Runde, in welcher sein Gegner schlussendlich völlig entkräftet zu Boden ging und damit Roland Dattl zum ersten heimischen Boxweltmeister machte. Ohne einen Schlag ans Ziel. Mit der Luftfederung AIRMATIC.



Schmied allein mit Schule – ÖVP-Schul(politik)anfang im Herbst

Claudia und die schlimmen Buben in der Schule

Seit ich Ministerin bin, denke ich wieder häufiger an meine eigene Schulzeit zurück und stelle fest, dass wir damals eine sehr, sehr schöne Zeit erlebt haben. Ich habe ein total positives Bild von meiner Schule. Vielleicht hängt das damit zusammen, dass es eine Schule im Aufbau war. Als ich dort begonnen habe, waren wir erst der zweite Jahrgang. Mit jedem Jahrgang neue Lehrer, neue Schüler. So bin ich in eine Schule des Aufbruchs hineingekommen und bin rundum zufrieden, so wie es war. Etwas hätte vielleicht anders sein können: Wir haben damals mit einer sehr engagierten Deutschprofessorin auch Theater gespielt, unter anderem auch *Die schlimmen Buben in der Schule* von Nestroy. Da wäre es interessant gewesen, mit wirklichen Theaterleuten zu arbeiten.



8C 1977 – der schulische Code für die nunmehrige Unterrichtsministerin. In ihrem Maturajahr feierte Claudia Schmieds Schule, das Bernoulli-Gymnasium, den zehnten Geburtstag. Es wurde nämlich 1967 als erstes Gymnasium in Wien-Donaustadt gegründet.

Fotos: privat, APA

„Als Nächstes ein Land komplett umstellen“

Unterrichtsministerin Claudia Schmied will die Neue Mittelschule bald flächendeckend im „Pionierland“ Vorarlberg einführen. Den Kampf um die Landeslehrer gibt sie verloren – wegen Aussichtslosigkeit, erfuh **Lisa Nimmervoll**.

STANDARD: Wir treffen uns – nicht ganz gewollt – nur zu zweit, ein Sessel ist leer, er war für die ÖVP reserviert, die aber nach Zusage befunden hat, bis Herbst lieber nichts mehr öffentlich zur Schule zu sagen, um dann ein eigenes Bildungsprogramm vorzulegen. Wie viel Stillstand kann das österreichische Schulsystem noch aushalten?

Schmied: Gar keinen. Wir müssen Schritt für Schritt an den Reformen weiterarbeiten, und ich freue mich sehr, dass am Minoritenplatz mit Wissenschaftsministerin Karl eine sachlich orientierte Ministerin vertreten ist. Ich möchte da jetzt kein Öl ins Feuer gießen. Die Diskussion in der ÖVP braucht offensichtlich intern noch ein bisschen Zeit.

STANDARD: Beatrix Karl hat sich in einem – für eine ÖVP-Ministerin – karriere technisch fast als Hasard zu nennenden Akt für die gemeinsame Schule („Gymnasium für alle“) ausgesprochen, was von der Parteispitze sofort als „persönliche Meinung“ abgetan wurde. Was ist in so einer politischen Konstellation möglich?

Schmied: Generell müssen wir, und das meine ich vor allem als Staatsbürgerin, froh sein, dass es eine Ministerin gibt, die ihre Meinung sagt und sich fachlich eindeutig zu einem Thema bekennt. Bildungspolitik ist ein schwieriges Feld der politischen Auseinandersetzung – auch in der jeweils eigenen Partei. Insofern sage ich: Fein, dass Ministerin Karl da ist. Es ist Bewegung im Thema.

STANDARD: Fakt ist, dass die ÖVP-Spitze und die VP-dominierte Lehrgewerkschaft noch immer massive Probleme mit der, wie sie es nennen, „Einheitsschule“, haben.

Wenn die SPÖ in der nächsten Legislaturperiode nicht einen geneigteren Koalitionspartner hat, ist die Neue Mittelschule (NMS) dann tot?

Schmied: Ich bin da nicht so pessimistisch. Ich glaube an wichtige Umsetzungsschritte noch in dieser Legislaturperiode. Wir haben jetzt 320 Standorte in ganz Österreich mit 35.000 Schülerinnen und Schülern. Im Juni präsentieren wir die erste Befragung von Eltern, deren Kinder in der Neuen Mittelschule sind, und dann werden wir, ausgehend von den Bildungsstandards, die ersten harten Fakten über Leistungserfolge an der NMS haben. Das sind alles Argumente, die die Eltern überzeugen werden – und das Wichtigste sind in dem Prozess die Eltern. Darum freue ich mich über den einstimmigen Beschluss der Landeshauptleute zur Ausweitung der Neuen Mittelschule. Immerhin ist schon heute jede sechste Schule in der Sekundarstufe I für Zehn- bis 14-Jährige eine NMS.

In Vorarlberg, dem Pionierland der Neuen Mittelschule, haben sogar 90 Prozent der Schulstandorte umgestellt. Ich könnte mir gut vorstellen, dass Vorarlberg diese Pionierrolle intensiviert – und warum nicht als nächsten Schritt ein Bundesland komplett umstellen?

STANDARD: Vorarlberg soll also als erstes Bundesland ganz auf Neue Mittelschule umstellen?

Schmied: Die Neue Mittelschule war ja von Anfang an als Zwischenschritt gedacht auf dem Weg zur gemeinsamen Schule. Es wäre großartig, wenn wir jetzt in Vorarlberg den nächsten Schritt setzen und das ganze Bundesland umstellen könnten. Das wäre bahnbrechend.

STANDARD: Vor lauter Fehlersuche und Reformbedarfserhebungen schleicht sich manchmal das frustrierende Gefühl ein, dass in der Schule ja gar nix mehr gut läuft – was läuft denn sehr wohl gut?

Schmied: Es gibt ja so einen Grundsatz: Menschen lieben Dramen. Es wird viel lieber über das diskutiert, was nicht so gut gelingt. Fakt ist, dass an ganz vielen Schulen faszinierende Projekte gelingen. Die Kernfrage ist, wie wir es schaffen, diese vielen Innovationen zum Standard zu machen.

STANDARD: Welche Antwort haben Sie auf diese Kernfrage?

Schmied: Ein Schlüssel zum Erfolg ist sicher, den Schulen und allen, die dort beschäftigt sind, mehr zuzutrauen. Also mehr Verantwortung an den Schulstandort. Es ist wichtig, dass sich die Direktoren auch ein Stück weit mitaussuchen können und mitbestimmen können, wer an ihrem Schulstandort als Lehrer/in tätig ist. Wir müssen den Schulen Luft zum Atmen geben. Es braucht Freiräume.

STANDARD: „Für die Verbesserung der Chancengerechtigkeit in der Sekundarstufe wäre eine Reform der zweigeteilten Lehrerbildung die wichtigere Maßnahme.“ – wichtiger als die beliebte Verkleinerung der Schulklassen, sagt der Direktor des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung in Berlin, Jürgen Baumert, im „Spiegel“. Das lässt sich auf Österreich übertragen. Halten Sie die zweispurige Lehrerbildung an Pädagogischen Hochschulen für Pflichtschullehrer und für AHS-Lehrer/innen an Unis für sinnvoll und adäquat?

Schmied: Das ist eines unserer Großprojekte. Mit den Lehrern kommen auch verschiedene Haltungen in die Schule. Ganz wichtig ist, den Beruf des Lehrers in den Mittelpunkt zu rücken – vor allem die Berufsausübung. Darum ist ein Aufnahmeverfahren am Studienbeginn unverzichtbar, damit die Geeigneten die Ausbildung machen. Entscheidend ist mir ein gemeinsames Curriculum. Eines ist evident, die Pädagogischen Hochschulen sind zu 100 Prozent auf die Aus- und Fortbildung der Lehrer und Lehrerinnen ausgerichtet. An der Uni Wien macht der Lehramtsbereich zehn

Prozent aus. Ich bin da ganz bei Bildungsforscher Stefan Hopmann von der Uni Wien, der sagt: Die Ausbildung zum Lehrer darf nicht eine Nebenbeschäftigung für eine Institution sein, sondern sie muss im Mittelpunkt stehen.

STANDARD: Ein besonders großer Brocken ist das neue Lehrerdienstrecht. Da dürfte es nicht allzu förderlich sein, dass die Beziehung zwischen Ihnen und der Lehrgewerkschaft seit dem doch ziemlich eskalierten Streit um zwei zusätzliche Lehrverpflichtungsstunden heillos zerrüttet wirkt.

Schmied: Das erlebe ich nicht so. Wir sind in guten Vorbereitungsgesprächen zum neuen Dienst- und Besoldungsrecht. 2011 werden wir in intensive Verhandlungen gehen können. Wenn es um die Detailverhandlungen geht, müssen logischerweise Bundeskanzleramt und Finanzministerium mit am Tisch sein. Wenn wir wollen, dass Schulen mehr Verantwortung haben, brauchen wir andere Steuerungsinstrumente. Dann müssen wir uns vom Matrix-Modell – ein Lehrer, eine Stunde, ein Fach – verabschieden und in andere Arbeitszeitmodelle kommen.

STANDARD: Wollen Sie auch den Kampf mit den Ländern um die

Landeslehrer – auch so eine kostspielige Anomalie – aufnehmen?

Schmied: Das ist eine machtpolitische Frage, und ich sehe keine große Chance, das zu ändern. Ich weiß aber, was ich sicher nicht will: dass alle Lehrer Landeslehrer werden und wir, was die Verantwortung im Bildungsbereich betrifft – frei nach Peter Turrini – in neun autonome Republiken Müzzuschlag zerfallen. Da nehme ich den Titel des ÖAAB-Bildungspapiers wörtlich: „Bildungsrepublik Österreich“. Ja, wir brauchen österreichweit ein

gutes, einheitliches Schulsystem. Das darf natürlich nicht – wie es in Deutschland der Fall ist – in die Verantwortung der Länder geraten. Darum sage ich wahrscheinlich realistisch: Bundeslehrer bleiben Bundeslehrer, Landeslehrer Landeslehrer, aber wir verständigen uns auf ein gemeinsames Personalverrechnungs- und Controllingssystem, dem sich alle Bundesländer und der Bund verpflichtet fühlen. Das schafft jeder mittlere Konzern in der Wirtschaft.

CLAUDIA SCHMIED (51) promovierte an der WU Wien, von 1997 bis 2000 war die Bankerin wirtschaftspolitische Beraterin im Kabinett von Finanzminister Rudolf Edlinger, 2007 wurde sie zur Ministerin für Unterricht, Kunst und Kultur ernannt.



„Mein linker, linker Platz ist leer, drum wünsch ich mir – vergeblich – jemanden von der ÖVP zum Reden her“: Unterrichtsministerin Claudia Schmied.

Foto: M. Cremer

Was die Österreicherinnen und Österreicher über Schule denken

Umfrage: Wir lernen zu wenig und oft das Falsche

63 Prozent der Österreicherinnen und Österreicher gehen davon aus, dass an unseren Schulen wesentliche Bildungsziele verfehlt werden. Und sogar 79 meinen, dass Talente und Fähigkeiten der Schüler übersehen werden.

Conrad Seidl

Auf den ersten Blick sieht das Urteil der Österreicher über unser Schulsystem gar nicht so schlecht aus: 47 Prozent halten es für gleich gut wie das anderer EU-Länder, 13 Prozent für besser. Besonders jene, die selbst noch in Ausbildung stehen oder Schule und Studium erst in den letzten Jahren abgeschlossen haben, geben der österreichischen Schule gute Noten – die schlechteste Einschätzung kommt von jenen, deren Ausbildung schon mehr als 25 Jahre zurückliegt. Im EU-Vergleich stehen unsere Schulen also gut da, auch wenn 28 Prozent sagen, dass es anderswo besser wäre.

Bei näherem Nachfragen zerbröckelt das Bild von der guten Schule aber.

DER STANDARD ließ 500 repräsentativ ausgewählte Menschen über 16 durch das Linzer Market-Institut fragen: „Wird heute an den Schulen im Wesentlichen die richtige Bildung vermittelt, oder werden wesentliche Bildungsziele vernachlässigt?“ Und da kommt es dick: 63 Prozent sagen, dass wesentliche Bildungsziele vernachlässigt würden, nur 26 Prozent meinen, dass an den Schulen die richtige Bildung vermittelt würde. Eltern mit schulpflichtigen Kindern im Haushalt urteilen zwar etwas milder, sind aber auch mehrheitlich der Meinung, dass Wesentliches vernachlässigt würde.

Was das sein könnte, wurde von Market in einer Liste abgefragt:

■ 65 Prozent meinen, dass an unseren Schulen mehr Wert auf **Naturwissenschaften und Technik** gelegt werden sollte – wobei den konkreten Schulfächern, die die Grundlagen vermitteln sollen, deutlich weniger Gewicht gegeben wird. Nur 45 Prozent würden der **Physik** mehr Raum geben (43 Prozent sagen, darauf solle weniger Wert gelegt werden), bei der **Chemie** sind sogar nur 41 Prozent für eine Ausweitung, aber 47 für einen geringeren Wert. Auffallend ist, dass die Chemie besonders von den Schülern und Studenten selbst besonders schlechte Noten bekommt. **Biologie und Umweltkunde** erfreuen sich dagegen hoher Wertschätzung: 71 Prozent meinen, die Schule sollte da mehr vermitteln, jedem vierten Befragten ist es schon zu viel.

■ Einen Spitzenplatz im Bildungskanon nehmen **Informatik und Computer** ein: 91 Prozent sind für eine Aufwertung dieses Wissensgebietes. Die zugrunde liegende **Mathematik** interessiert schon etwas weniger: 80 Prozent wünschen sie aufgewertet, 16 Prozent meinen, man käme mit weniger Mathematik auch durch. Auch hier sind es wieder die Schüler und Studenten, die besonders matheskeptisch sind. **Wirtschaftskunde** wird von 74 Prozent für besonders wichtig gehalten – und hier sind die noch in Ausbildung stehenden Befragten wieder besonders dabei.

■ Der Komplex der Sprachausbildung wurde sehr differenziert abgefragt: Absoluter Spitzenreiter mit 92 Prozent, die mehr Wert darauf legen würden, sind die internationalen Sprachen wie **Englisch, Französisch** oder **Spanisch**. In scharfem Kontrast dazu steht die Einschätzung der Sprachen unserer

östlichen Nachbarländer: Auf **Tschechisch, Ungarisch** oder **Slowenisch** würden 46 Prozent eher weniger Wert legen, nur 44 Prozent würden diese Sprachen aufwerten. Noch schlechter steht es um die eher als exotisch angesehenen Sprachen **Japanisch, Chinesisch** und **Arabisch** sowie die alten Sprachen **Latein** und **Altgriechisch**, die jeweils nur von elf Prozent für bedeutsam gehalten werden. Zum Vergleich: Die **deutsche Sprache** wollen 87 Prozent aufgewertet wissen.

■ **Kunsterziehung** (31 Prozent für Aufwertung, 56 Prozent für Abwertung), **Religion** und **Ethik** (34

Aufwertung, 58 Abwertung) und **Philosophie** (25:58) genießen offenbar wenig Ansehen. Dagegen wollen 65 Prozent **Politische Bildung** und **Geschichte** aufwerten, 61 Prozent die **Sexualkunde** und 51 Prozent die **Medienkunde**.

Klar ist das Urteil, dass die Schule auf die Kinder zu wenig eingeht. Nur 18 Prozent sagen, dass die meisten Talente gefördert werden, 79 Prozent meinen, dass viele Talente ungenutzt blieben.

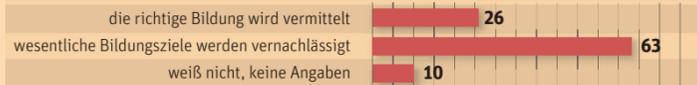
Ob das mit falschen Schullaufbahnen zusammenhängt? Unter Vermeidung des polarisierenden Begriffs Gesamtschule ließ DER STANDARD fragen, wann denn die erste wichtige Entscheidung der Schullaufbahn fallen sollte. Quer durch alle Bevölkerungsgruppen sagt nur jeder Zehnte, dass das mit zehn Jahren nach der Volksschule passieren sollte. 67 Prozent halten 14 Jahre für richtig, und 23 Prozent meinen, dass man erst mit 18, im Maturaalter, eine Entscheidung fällen sollte.

Schlechte Noten für die Schule

Frage 1: Wenn Sie zurückdenken, haben Sie da den Eindruck, dass die Schule Sie persönlich sehr gut / gut / ein wenig / fast gar nicht / gar nicht richtig auf das Leben vorbereitet hat, das Sie heute führen?



Frage 2: Das ist ja vielleicht nicht ganz leicht zu beurteilen, aber was Sie so aus eigener Erfahrung, als Eltern oder von Verwandten und Bekannten wissen: Wie sieht das Ihrer Meinung nach heute aus? Ich meine: Wird heute an den Schulen im Wesentlichen die richtige Bildung vermittelt oder werden wesentliche Bildungsziele vernachlässigt?



Frage 3: Und wenn Sie an die Schüler denken: Kinder haben ja unterschiedliche Talente und Fähigkeiten. Glauben Sie, dass heute die meisten Talente und Fähigkeiten der Schüler erkannt und gefördert werden oder werden viele Talente und Fähigkeiten der Schüler übersehen und bleiben ungenutzt?



Quelle: market-Umfrage, repräsentativ für die österreichische Bevölkerung ab 16 Jahren; n = 500 Befragte, Ergebnisse in Prozent

DER STANDARD



JA: WIEN.

www.wienerlinien.at

WIENER LINIEN

Die Stadt gehört Dir.

Bezahlte Anzeige

Was man von Pisa-Vorzugsschüler Finnland lernen kann

Am zweiten Schultag alleine durch die russische Zone

Mein erstes Schuljahr verbrachte ich 1950 in einer Zeit, in der Österreich noch in vier Besatzungszonen geteilt war. Der zweite Bezirk war Teil der russischen Zone, und ich war mächtig stolz darauf, schon nach dem ersten Tag, an dem mich meine Mutter begleitet hatte, alleine in die Schule gehen zu dürfen – „vor den Russen brauchst du dich nicht fürchten“, erklärte mir meine Mutter, die für mich während einer Krankheit als Kleinkind oft Schokolade zum „Aufpäppeln“ bekommen hatte. In der Schule lebten wir unter starker Teilhabe der Eltern eine bunte Klassengemeinschaft – mit Mädchen und Buben, was damals noch nicht selbstverständlich war, unterrichtet von einer Lehrerin, die sich weit über den bloßen Unterricht hinaus mit uns beschäftigt und mein Leben so geprägt hat.



1950 ging **Fritz Neugebauer** in die erste Klasse der Volksschule Blumauergasse im zweiten Wiener Bezirk. Es folgten Gymnasium und Lehrerausbildung. Seit 1996 ist er ÖVP-Politiker – derzeit Zweiter Nationalratspräsident und Chef der Beamtengewerkschaft.

Fotos: privat, APA

Im Land der fünf Millionen Streber

Ob Lesen, Mathe oder Naturwissenschaft: Die jungen Finnen sind Seriensieger beim Pisa-Test. Geformt werden sie in einer Schule, wo Lehrer ausgesiebt, Klassenzimmer abgeschafft und Sorgenkinder nicht abgeschoben werden.

Gerald John aus Helsinki

Joonas verzerrt Mitschüler zu Witzfiguren, er verpasst ihnen Wespentailen, bläst sie auf wie Ballons. Sonja lässt Figuren zum Beat von *Billie Jean* über den Bildschirm hüpfen, während Jari Porträts in immer neuen Farbkombinationen spiegelt – fast wie Andy Warhol. Kein Lehrer stört die drei bei ihrer Spielerei, sie erledigen ihre Hausaufgaben wie andere Kinder auch. Nur dass sie eben nichts in Hefte kritzeln, sondern Videos am Computer fabrizieren.

Es ist kein Elitegymnasium, in dem da ein Apple-Laptop auf jedem Pult steht. Schmutzig-grau sticht der geduckte Betonbau aus dem Birkenwäldchen nordöstlich von Helsinki hervor, so manches Klassenzimmer schreit nach Renovierung.

Vietnamesen, Somalier oder Russen gehen hier, im Vorort Jakomäki, zur Schule, der Ausländeranteil ist höher als im Landesschnitt, die Arbeitslosigkeit sowieso. Doch gerade ihre Underdogs rücken die Finnen gerne ins Rampenlicht. Die Topschüler matchen sich mit ihrgleichen aus Südkorea oder der Schweiz; die finnischen Nachzügler aber sind unbestritten die besten der Welt.

„Wir sind nur fünf Millionen, da können wir uns nicht leisten, je-

manden zurückzulassen“, sagen finnische Pädagogen mit einer Überzeugung, die in fremden Ohren fast pathetisch klingt. In Jakomäki versuchen rund 70 Lehrer und Assistenten dieses Glaubensbekenntnis in die Tat umzusetzen. Nichts soll hier vom Glück des Elternhauses abhängen, angefangen bei den Grundbedürfnissen. Die 500 Schüler, die in der Regel bis drei oder vier am Nachmittag bleiben, erhalten täglich ein Gratis Mittagessen. Auf Wunsch auch laktosefrei und ohne Gluten.

Die Lehrer – viele lassen sich mit dem Vornamen ansprechen – sitzen in der Kantine neben den Kindern, dafür gibt's in den Klassen Sonderbehandlung. Ob Legasthenie oder Kontaktscheu, Autismus oder simple Startschwierigkeiten beim Lesen: Sorgenkinder werden herausgepickt, gezielt gestützt, in maßgeschneiderten Gruppen immer neu zusammengewürfelt. Zuwandererkids bekommen Unterricht in der Muttersprache, schwierige Fälle sogar persönliche Studienpläne verpasst.

27 Prozent der finnischen Grundschüler kommen in den Genuss solcher Spezialförderung. Abschieben geht nicht mehr, seit der Nordstaat in 60ern und 70ern die Gesamtschule eingeführt hat. Während ein Gutteil der österrei-

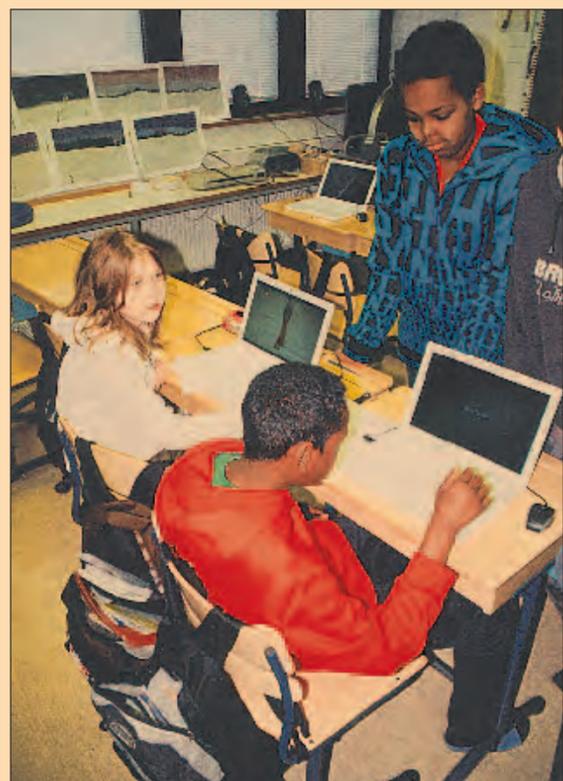
chischen Kinder schon mit zehn in die Hauptschule, also in die zweite Liga, verfrachtet wird, gehen alle jungen Finnen von sieben bis 16 Jahren gemeinsam in die „Peruskoulu“ – 90 Prozent setzen den Bildungsweg danach Richtung Reifeprüfung fort. Auch in Finnland wehrten sich einst konservative Politiker und Lehrer, doch heute hält Bildungswissenschaftler Jarkko Hautamäki für bewiesen, dass die Gesamtschule die soziale Kluft am Wachsen hindert: „Man kann seine Kinder in jede beliebige Schule schicken, die Qualität ist die gleiche. Privatschulen, wo Mütter in BMW vorgefahren, gibt es praktisch nicht.“

Dafür tauchen neugierige Gäste auf, um das nordische Wunder zu bestaunen, so viele, dass sich Hautamäki manchmal wünscht, „wir wären nur die Fünftbesten“. Der Professor ist eine Art Chefanalyst der Seriensieger beim Pisa-Test – und damit Fremdenführer durch die finnische Bildungslandschaft. „Das Geheimnis ist ...“, hebt Hautamäki an und blickt in erwartungsvolle Gesichter, die gleich ziemlich ratlos dreinschauen werden: „Unsere Schüler akzeptieren, den Stift in die Hand zu nehmen.“

Die Kunst der Motivation

Wie motiviert man Halbwüchsige zu etwas, das sie eigentlich nicht wollen, nämlich Lernen? Heerscharen von Gelehrten zerbrechen sich im forschungsfantastischen Finnland über diese Schlüsselfrage den Kopf. „Bulimisches Lernen“, bei dem Kinder unreflektiert auskotzen, was stur eingetrichtert wurde, hält Kirsti Lonka für das Grundübel. Die Bildungspsychologin tüfelt an ausgeklügelten Tools, die „Digital Natives“ zum Büffeln verführen – etwa indem sich Rechenergebnisse per MMS dem Lehrer schicken lassen, der auf Knopfdruck die Erfolgsquote ausrechnen kann. Damit bliebe Schülern die Demütigung erspart, vor der Klasse an der Tafel zu versagen, meint Lonka.

Deshalb trägt noch lange nicht jeder finnische Knirps ein Notebook unterm Arm. Andere Schulen legen Schwerpunkte auf Kunst oder Musik, Jakomäki hat sich eben dem IT-Universum verschrieben. Als „Open Space“ definiert Direktorin Ulla-Maija Vähä-



Hausaufgaben am Apple-Laptop im Immigrantenviertel: Wer Probleme hat, mitzukommen, wird in der Schule von Jakomäki mit langem Atem gefördert.

Foto: John

sarja ihr Reich, „das altmodische Klassenzimmer hat ausgedient, Lernen findet überall statt“. Ausgestattet mit Überwachungsinstrumentarium Orwell'scher Ausmaße schwärzten die Schüler unlängst aus, um minutiös ihren Alltag zu dokumentieren – alles natürlich wissenschaftlich überwacht. Die Lehrer stört es nicht, wenn ihre Schützlinge dabei auch einmal miteinander chatten oder sich im Internet verlieren. Beim Austausch über informelle Kanäle, meint Vähäsarja, „lernen sie genauso viel wie aus einem Buch“.

Den schönsten Raum haben die Kinder zweigeteilt und nach ihrem Gusto umgemodelt. Auf der einen Seite locker platzierte Tische und Sessel in kühlem Blaugrau. Auf der anderen fläzen Schüler in gelborangen Hängematten und roten Polsterecken. „Wir haben viel Freiheit, eigene Ideen umzusetzen“, sagt Vähäsarja. Die Schule hat ihren eigenen Lehrplan entworfen, die Lehrer entscheiden, ob sie Noten verteilen oder nicht – selbstverständlich im Rahmen der nationalen Vorgaben. Killerprüfungen, die über Sein und

Nichtsein entscheiden, gäbe es an den Grundschulen nicht, versichert Pisa-Experte Hautamäki. Gerade zwei Prozent der Schüler müssen ein Jahr wiederholen.

Die Schulen können auch Lehrer feuern, und schon der Zugang ist schwer genug. Infolge einer beinharten Anlese vor dem Studium bleiben 90 Prozent der Anwärter auf der Strecke, umso höher ist das Ansehen der Erfolgreichen – ein weiterer Baustein des finnischen Gesamtkunstwerks. Andere Erklärungen: Lutheranisches Arbeitsethos, das rundum akzeptierte Vorschuljahr oder der Zwang zum Englischlernen, weil es kaum Filme auf Finnisch gibt – und die (noch) relativ wenigen Zuwanderer, die das Niveau kaum drückten. „Ja und nein“, antwortet Hautamäki auf die Ausländerthese. Zwar schnitten Finnlands Immigranten bei Pisa etwas schlechter ab als die Alteingesessenen, aber immer noch besser als im Rest der Welt.

Eines ist nicht schuld: das Geld. Ob es an der schlanken Verwaltung oder moderaten Lehrergehältern liegt – Finnland gibt pro Schüler weniger aus als Österreich.

Büffeln in der Hängematte statt Lernbulimie: Klassen als „Open Space“, wo Verlaufen erlaubt ist.

Foto: Jakomäki-Grundschule



Die Schweden wünschen sich Noten und bessere Lehrer

Die schwedische Zukunftsschule ist ein kleines Lernhaus

Mit dem Konzept der „kleinen Schule in der großen Schule“ probt Schweden die schulische Zukunft. Es geht dabei um Eigenverantwortung und Chancengleichheit. Wunsch und Realität klaffen aber auseinander.

Anne Rentzsch aus Stockholm

Die Schule der Zukunft liegt in Häbo bei Stockholm und ist, wie in Schweden landesweit üblich, eine Gesamtschule für Schüler bis zum neunten Schuljahr. Nicht ganz so üblich ist ihr Programm: „Kein Schüler ist wie der andere – jeder muss individuell gefördert werden“, sagt Hans Ahlenius, Mitbegründer und Projektleiter der Futurum-Schule, die seit zehn Jahren entsprechend dem schwedischen Konzept „Schule 2000“ das Ziel verfolgt, Schüler besser auf die Zukunft vorzubereiten.

Soziale Kompetenz und Eigenverantwortung fürs Lernen sind die Schlüsselworte in dem Konzept der „kleinen in der großen Schule“: In der Futu-

rum-Schule mit rund 1000 Schülern bewohnen Gruppen von jeweils rund 160 Schülern verschiedener Altersstufen zusammen mit 16 Lehrern ein Lernhaus, in dem um einen großen, hellen Gemeinschaftsraum verschiedene kleinere Lernräume gruppiert sind. Der Lehrer am Pult vor der Klasse – das gibt es kaum noch in der kommunalen Schule, in die Kinder aller sozialen Schichten und auch mit zum Teil schwerwiegenden Lernproblemen gehen. Die Schüler erstellen persönliche Arbeitspläne und führen ihr persönliches „Logbuch“, das von den Lehrern regelmäßig ausgewertet wird; jeder Schüler hat einen Mentor aus der Lehrerschaft, der ihn bis zum Ende der Schule begleitet.

Wer einfach einmal Ruhe braucht, der kann in der Pentry in der Mitte des Gemeinschaftsraums ein Cola köpfen oder sich in einen der kleineren Räume zurückziehen. Wer voranpreschen will, wird ermutigt; wer nicht hinterherkommt, kann sich in einem Sonder-Lernstudio bei Spezialpädagogen Hilfe holen. „Ich habe gelernt, selbstständig zu arbeiten, und der Zusammenhalt mit den Schulkameraden über alle Jahre hinweg hat mir Sicherheit gegeben“, sagt die Neuntkläss-



Außenminister Michael Spindelegger (ÖVP) auf Ideensuche in einer schwedischen Schule. Die vom ÖAAB-Chef später präsentierte „Aufstiegsschule“ hat er von dieser Reise nicht mitgebracht. Foto: Hopi-Media / B. Holzner

rin Kristin Hökerberg. „Ich würde meine Schule allen empfehlen.“

Eine Schule, die Chancengleichheit bietet und den Einzelnen fördert, die Schwächsten mitnimmt und die Begabtesten nicht auf Mittelmaß zurückstutzt – das wünscht sich Metta Fjelkner, Vorsitzende der Lehrgewerkschaft Lärarnas Riksförbund, für die schwedische Schule insgesamt.

Doch Wunsch und Realität sind nicht dasselbe. Zwar fühlt sich das Gros der Schüler in der Schule wohl. Dass der Begriff Schule in Schweden selbst heute gleichwohl vorwiegend negativ besetzt ist, resultiert laut Lehrerverband vor allem aus zwei Reformen vom Anfang der 1990er-Jahre: Damals trat der Staat die Verantwortung für die Schule an die vielfach vom Sparzwang beherrschten Kommu-

nen ab, und es wurde möglich, in freier Trägerschaft Schulen mit öffentlichen Mitteln zu betreiben. Im Ergebnis entstand eines der weltweit am stärksten dezentralisierten Schulsysteme, das durch eine Vielzahl erfreulicher „Inseln“ aufweist, insgesamt aber enttäuscht: So zementiert die Schule laut einem aktuellen Bericht des Zentralen Schulamtes zunehmend das Bildungsgefälle zwischen sozialen Gewinnern und Verlierern. In den Pisa-Studien ist Schweden in den vergangenen Jahren stetig abgesackt.

Die Zensurenvergabe erst ab der achten Klasse erschwert das Messen realer Leistung und unterläuft das hehre Ziel, jedem die Chance auf ein Studium zu geben – 2009 verließ ein Viertel aller Schüler die an die Grundschule anschlie-

ßende dreijährige Gymnasialschule ohne Abschluss und somit ohne nennenswerte Chance auf dem Arbeitsmarkt.

Die Probleme der Schule spiegeln sich im gesunkenen Status des Lehrerberufs wider: Auf einen Studienplatz kommen nur 1,4 Bewerber; 17 Prozent der Lehrer in kommunalen und gar 50 Prozent der Lehrer in freien Gymnasialschulen verfügen über keine adäquate Ausbildung. Seit ihrem Antritt 2006 hat die bürgerliche Regierung eine Reihe von Maßnahmen beschlossen, um Schwedens Schule wieder zu einer Stätte zielgerichteten Lernens zu machen. So wurden landesweite Leistungstests in den ersten Schuljahren eingeführt, auf längere Sicht sollen nur noch ausgebildete Lehrer unterrichten.

„Manche bleiben zurück, und manche langweilen sich“

Die Kritik des Bildungsexperten **Bengt Landfeldt** am schwedischen Schulsystem klingt seltsam vertraut: zu wenige zu schlecht ausgebildete Lehrer, zu große Klassen, Segregation, lernfaule Buben. **Petra Stuiber** sprach mit ihm.



STANDARD: Schweden und Finnland haben sehr ähnliche Schulsysteme, dennoch funktioniert das finnische offenbar besser. Schweden hat einen hohen Anteil an Schülern ohne Abschluss, schwedische Schüler haben Wissenslücken bei Naturwissenschaften. Woran liegt das?

Landfeldt: Es gibt mehrere Gründe. Einer ist, dass finnische Lehrer einen viel höheren Status haben als schwedische. Während es in Finnland große Konkurrenz unter den Studierenden gibt, überhaupt zur Lehramtsausbildung zugelassen zu werden, ist es hier genau umgekehrt. Wir haben nicht genug Studenten, die Lehrer werden

wollen. Ein zweiter Grund ist wohl, dass Migration in Finnland ein junges Phänomen ist, während wir hier immer einen relativ hohen Anteil an Migrationsbevölkerung hatten, der uns vor andere Herausforderungen stellte.

STANDARD: Inwiefern?

Landfeldt: Ein Problem ist die Wohn-Segregation. Migranten leben zumeist in sehr abgeschlossenen Wohngebieten und sehen kaum Schweden – weil Schweden wegziehen, wenn ein Stadtteil zum „Migrantenviertel“ wird. Es gibt nicht zu viele Migranten, es gibt zu wenige Schweden in bestimmten Gegenden.

STANDARD: Warum sind schwedische Schüler Mathematik-Muffel?

Landfeldt (lacht): Weil wir sie nicht so drillen wie die Finnen. Im Ernst: Bei uns legen die Schulbehörden viel Wert auf Diskurs, wir sind sehr interessiert an der Mobilität unserer Schüler, unterstützen Auslandsaufenthalte. Die meisten Schulen, leider nicht alle, ziehen da mit uns an einem Strang. Über schwedische Schüler wird in ganz Europa gesagt, sie wirkten sehr erwachsen, vertreten ihre Meinung und hätten keine Angst vor dem Chef. Dafür sind sie nicht so gut in Mathematik.

STANDARD: Was macht man da?

Landfeldt: Was man immer macht: Geld in die Hand nehmen. Die Regierung hat bereits einige Projekte gestartet, vor allem in Vorschulen, um das Verständnis für Zahlen bereits in jungen Jahren zu fördern. Ich persönlich meine, man sollte die Sache cooler nehmen, die Resultate der schwedischen Schüler sind nicht so schlecht.

STANDARD: In Österreich ist Mathematik oft ein Gender-Problem: Mädchen sind besser in Sprachen, Buben besser in den Naturwissenschaften. Wie ist das in Schweden?

Landfeldt: In Schweden sind Mädchen in allem besser. Buben sind weniger an der Schule interessiert – das ist ein Problem, weil sich die Unterschiede zwischen Mädchen und Buben in den letzten Jahren deutlich vergrößert haben. Es gibt zu wenige männliche Lehrer. Die „unabhängigen“ Schulen nehmen oft nur Schüler mit guten Noten. Das sind zumeist Mädchen, auch jene mit Migrationshintergrund. Dadurch gibt es „gute“ Schulen, die fast nur von Mädchen besucht werden – und „Bubenschulen“, die keinen so guten Ruf haben. Das führt zu Segregation.

STANDARD: Was würden Sie am schwedischen System verbessern?

Landfeldt: Jeder Schüler ist eine eigenständige Persönlichkeit. Also müssen wir uns bemühen, das Schulsystem so individuell wie

möglich zu gestalten. Das ist aber schwierig, weil wir große Klassen haben, in denen oft nur ein Lehrer steht. Jeder sollte in seiner eigenen Geschwindigkeit lernen dürfen. Die Realität ist: Wir haben eine durchschnittliche Lerngeschwindigkeit vorgegeben, manche bleiben zurück, und manche langweilen sich. Wir brauchen mehr und besser ausgebildete Lehrer. Und kleinere Gruppen, vor allem in den Vorschulen.

STANDARD: Schüler werden erst spät benotet – ist das ein Problem?

Landfeldt: Allerdings. Es sollte Noten geben, und es sollte sie früher geben. Das wird durch das neue Gesetz geändert, und das ist gut so.

BENGT LANDFELDT (59) arbeitet für das Internationale Programmbüro für Erziehung und Training in Stockholm, davor leitete er die Schwedische National-Agentur für Schulverbesserung, die 2008 von der konservativen Regierung im Oktober 2008 geschlossen wurde.

Foto: Hopi-Media / B. Holzner

Auf und davon ... mit bis zu 30 % Preisnachlass

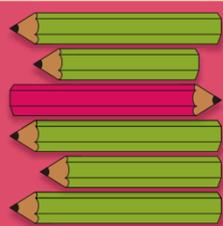
Gönnen Sie sich die perfekte Erholung mit bis zu 30 % Preisnachlass in einem von über 2.800 Hotels des Hilton Worldwide Markenportfolios.

Buchen Sie jetzt unsere günstigen Sommerpreise für Aufenthalte bis zum 30. September 2010 in über 80 Ländern – und das Beste ist: Alle Preise verstehen sich inklusive Frühstück.

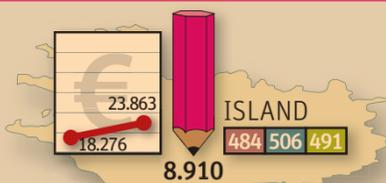
Buchen Sie noch heute und die Vorfreude kann beginnen.
hilton.de/derstandard

Preise für Übernachtung und Frühstück für 2 Personen im Doppelzimmer, z. B. in ...		
Basel ab ca. € 167	Dortmund ab € 93	München ab € 110
Bonn ab ca. € 85	Edinburgh ab ca. € 117	Nürnberg ab € 91
Brüssel ab € 89	Mailand ¹ ab € 83	Paris ab € 93

Angebot abhängig von der Verfügbarkeit in den teilnehmenden Hotels. Buchungen für Hotels in Europa, dem Nahen Osten und Afrika bis zum 23. August für Aufenthalte bis zum 30. September 2010. Die Buchung muss mind. sieben Tage vor Ankunft erfolgen. Vollständige Buchungsbedingungen unter hilton.de/derstandard ¹ Doubletree by Hilton



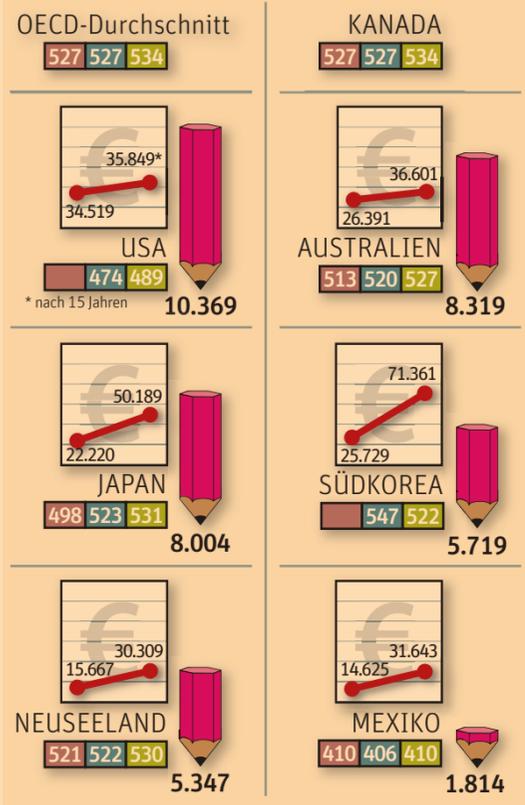
Internationale Verm...



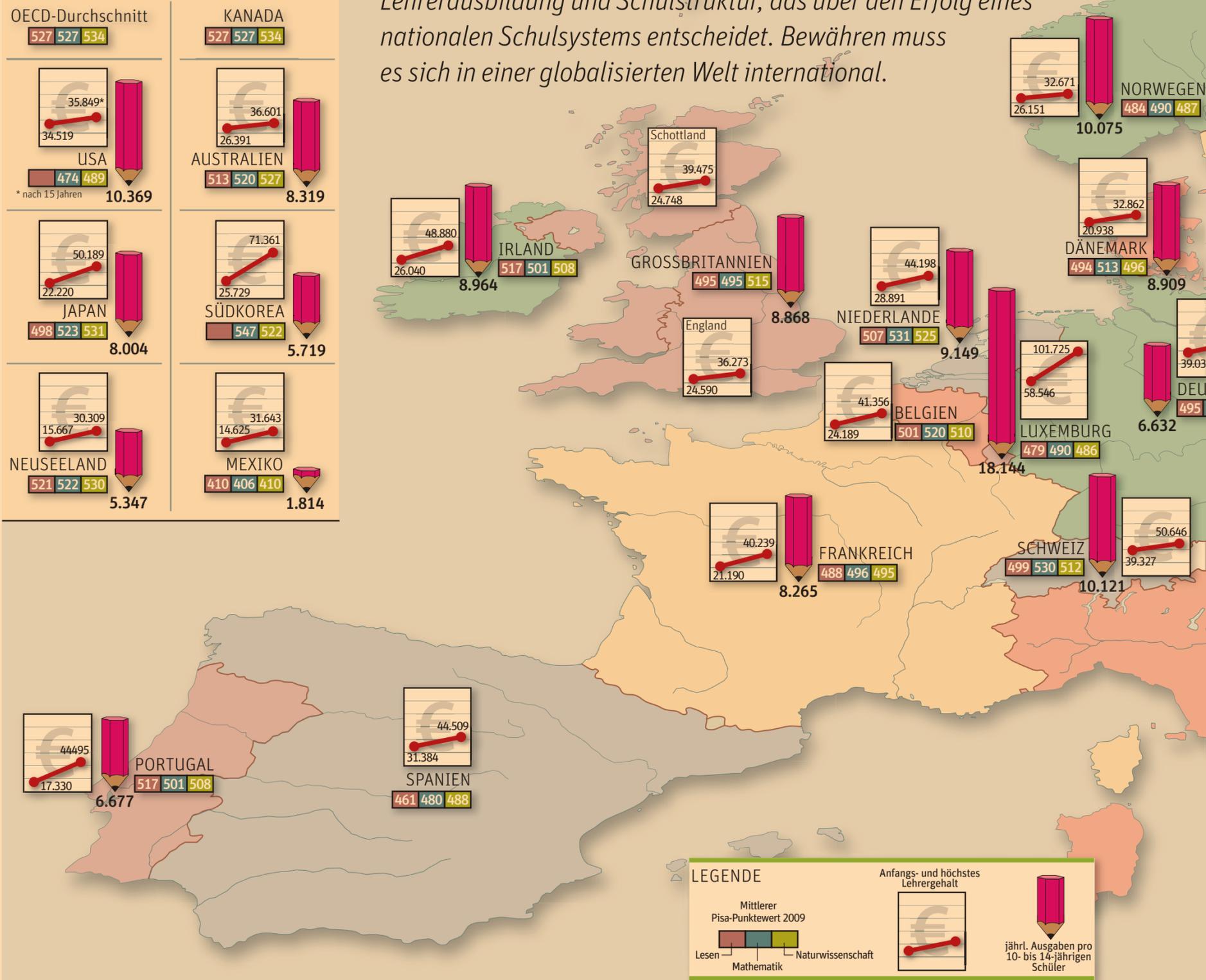
Geld allein macht noch kein gutes Schulsystem. Viel Geld verspricht nicht automatisch viel Leistungserfolg. Manchmal gelingt es sogar, mit weniger finanziellen Mitteln

ANDERE OECD-STAATEN

Die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) vereinigt 31 Länder auf der ganzen Welt, „die sich zu Demokratie und Marktwirtschaft bekennen“.



herausragende Ergebnisse bei internationalen Schülervergleichsstudien wie Pisa zu erzielen. Es ist ein komplexes Gefüge aus Budgetierung, Lehrerausbildung und Schulstruktur, das über den Erfolg eines nationalen Schulsystems entscheidet. Bewähren muss es sich in einer globalisierten Welt international.



LEGENDE

Mittlerer PISA-Punktwert 2009

Anfangs- und höchstes Lehrergehalt

jährl. Ausgaben pro 10- bis 14-jährigen Schüler

Lesen Mathematik Naturwissenschaft

MEILENSTEINE DER ÖSTERREICHISCHEN SCHULPOLITIK



Ein echter Meilenstein in der österreichischen Schulpolitik des 20. Jahrhunderts ist die große Schulreform von 1962. Unter Minister **Heinrich Drimmel** (ÖVP) wurde die von Kaiser Franz Joseph verordnete achtjährige Unterrichtspflicht auf neun Jahre verlängert. ÖVP und SPÖ sicherten sich in schulpolitischen Fragen durch die Festschreibung der Notwendigkeit einer Zweidrittelmehrheit für Schulgesetze gegenseitig bzw. gegeneinander ab.

1962



In **Fred Sinowatz'** Ministerzeit fällt die Abschaffung der Aufnahmeprüfung für AHS. Der SPÖ-Unterrichtsminister ist auch verantwortlich für die Einführung der Schülerfreifahrt. Ein Jahr später wurden die Gratis-Schulbücher („Lehrmittelfreiheit“) eingeführt.

1971

1975

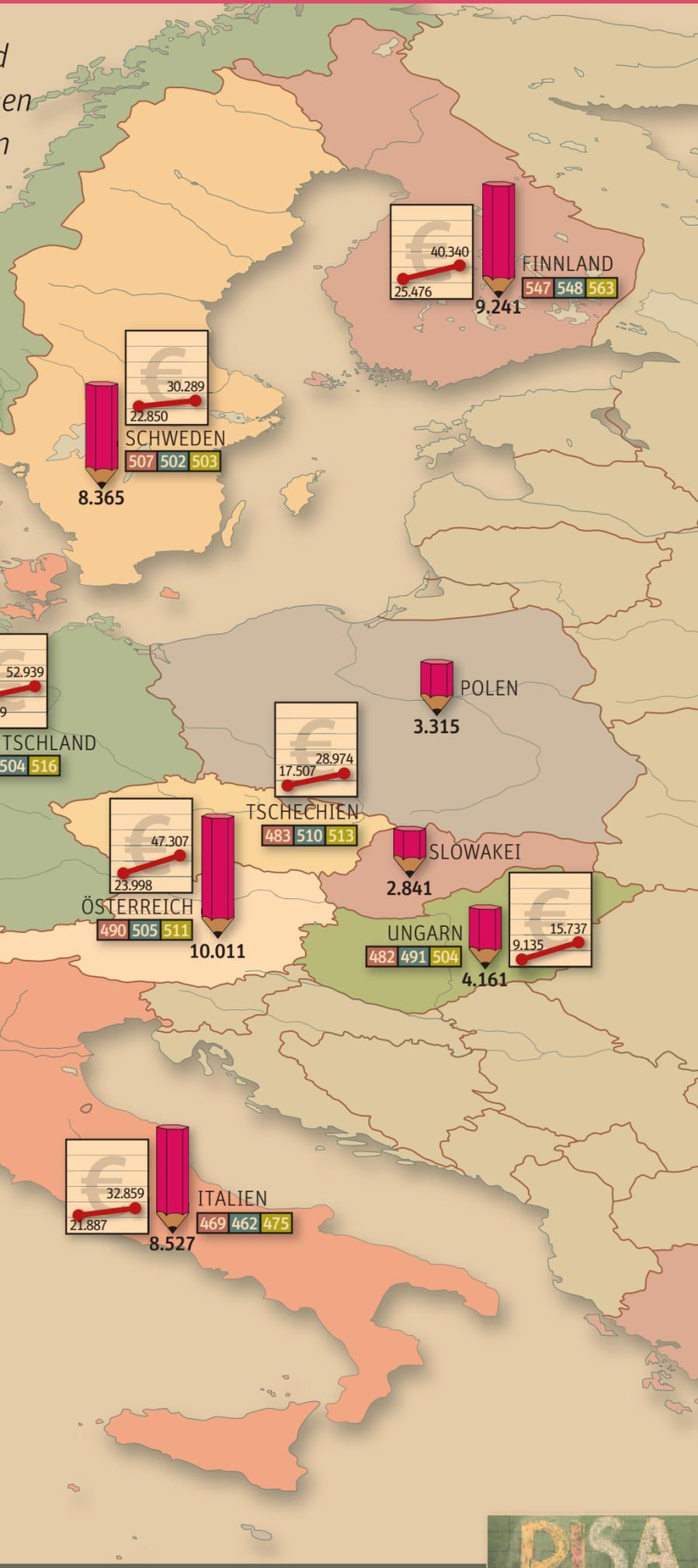
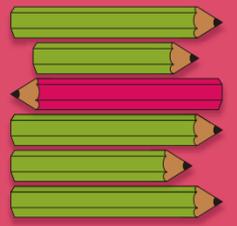
1993

Die sozialistische Minderheitsregierung unter Kanzler **Bruno Kreisky** gliederte den Bereich Wissenschaft und Forschung aus dem Unterrichtsministerium aus. Seither gibt es für diese Agenden ein eigenes Ressort.

Mit der Novellierung des Schulorganisationsgesetzes 1975 kam die allgemeine **Koedukation** an Österreichs Volks- und Hauptschulen, Polytechnischen Schulen und Allgemeinbildenden höheren Schulen (AHS). Sieben Jahre später setzten sich gemischte Klassen auch an den berufsbildenden höheren Schulen (BHS) durch.

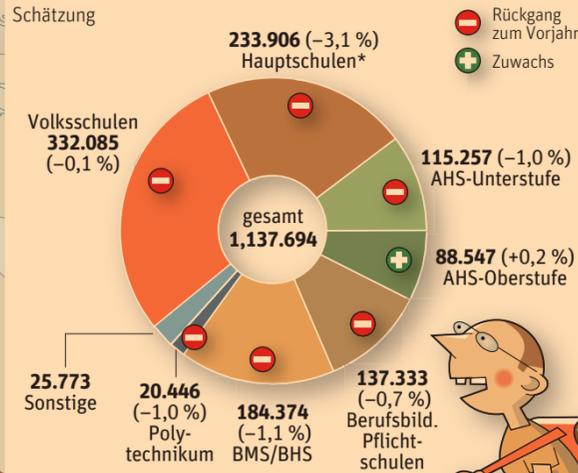
Es war Minister **Rudolf Scholten** (SPÖ), in dessen Amtsperiode die Integration behinderter Kinder im Primarbereich beschlossen wurde. Vier Jahre später konnte auch im Sekundarbereich (Hauptschulen, AHS-Unterstufe) integrativ unterrichtet werden. Außerdem wurde die neue AHS-Matura eingeführt mit dem absoluten Novum einer „Fachbereichsarbeit“ anstelle einer mündlichen Schwerpunktprüfung.

Messung der Schulen

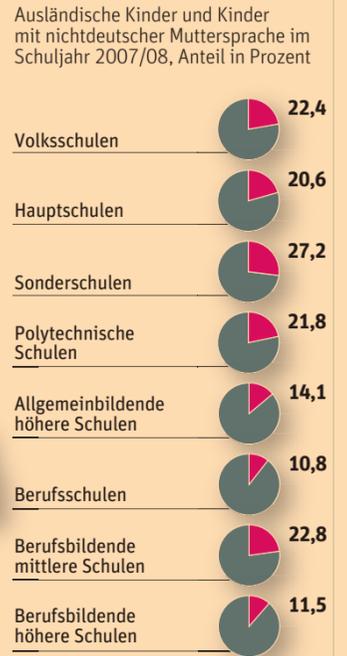


ÖSTERREICHS SCHULSYSTEM IN ZAHLEN

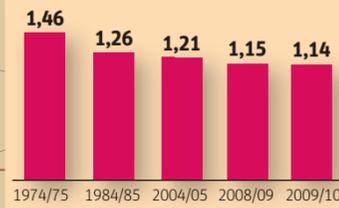
Schülerzahlen im Schuljahr 2009/2010



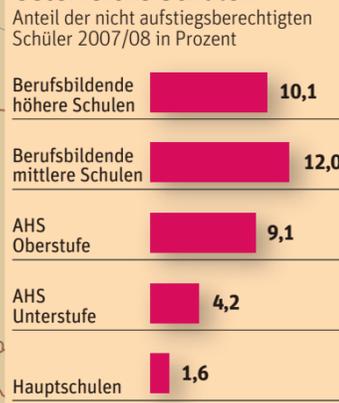
Migranten an Schulen



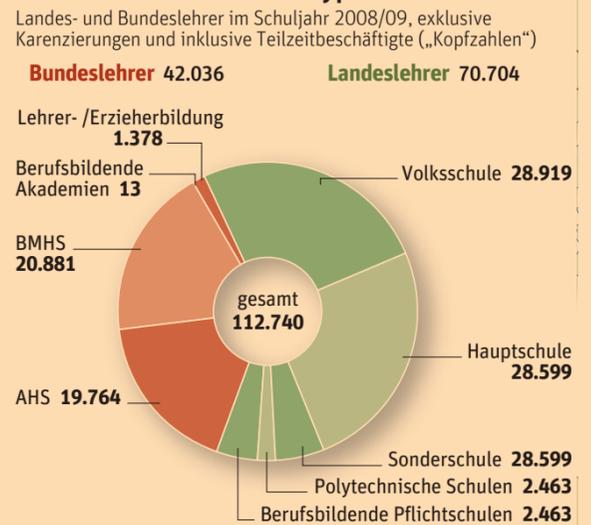
Schüler gesamt in Mio.



„Sitzenbleiber“ an Österreichs Schulen



Lehrerzahlen nach Schultypen



Pisa steht ab sofort nicht mehr nur für eine italienische Stadt mit schiefem Turm, sondern für das „Programme for International Student Assessment“. Die OECD führt damit zum ersten Mal die internationale **Schülervergleichsstudie** durch und testet fortan alle drei Jahre die Kompetenzen der 15-/16-Jährigen in den drei Bereichen Lesen, Mathematik und Naturwissenschaften.

Die schwarz-blaue Regierung gründet die Pädagogischen Hochschulen für die **Pflichtschullehrerbildung**, außerdem wird die Zweidrittelmehrheit für Schulgesetze abgeschafft.

Bereits 90 Prozent der AHS proben für die im Schuljahr 2013/14 startende teilstandardisierte, kompetenzorientierte Matura („**Zentralmatura**“), die BHS folgen im Jahr darauf.

In Österreich wird ab dem Schuljahr 1998/99 generell auf die **neue Rechtschreibung** umgestellt.

Mit der „Wochenstundenentlastungs- und Rechtsbereinigungsverordnung 2003“ streicht Ministerin **Elisabeth Geher** (ÖVP) je nach Schultyp die Pflichtwochenstunden an Volks-, Haupt-, mittleren und höheren Schulen um ein bis zwei Stunden.

Ministerin **Claudia Schmied** (SPÖ) startet den Schulversuch „**Neue Mittelschule**“ – eine gemeinsame Schule der 10- bis 14-Jährigen – an 67 Standorten in 167 Klassen. Für die vierte (Deutsch, Mathematik) und die achte Schulstufe (Deutsch, Mathematik, Englisch) werden nationale Bildungsstandards gesetzlich verankert.

320 Standorte im Schuljahr 2010/11

Region	Anzahl Standorte
Salzburg	22
Styria	50
Carinthia	28
Lower Austria	37
Upper Austria	36
Vienna	15
Burgenland	33
Tyrol	51
Other	48

Wie Lernen ohne Noten und ohne Zwang trotzdem funktioniert

Wie ich in Brasilien lernte, die runde Erde zu entdecken

Ich hatte das große Privileg, in drei Ländern in die Schule zu gehen und die enormen Unterschiede in der Philosophie des Unterrichts zu erleben: Brasilien, Luxemburg und Österreich (übrigens schneiden alle drei bei der Pisa-Studie sehr schlecht ab). Am besten gefiel mir Naturwissenschaftsunterricht in Brasilien. Ich war in einem Schulversuch, bei dem es außer in Portugiesisch und Mathematik keinen Frontalunterricht gab. Alle zwei Wochen mussten wir selbstständig ein Thema erarbeiten. Meine erste Aufgabe war: „Wie wurde entdeckt, dass die Erde rund ist?“ Bei der Form des Unterrichts hat man eine aktive Rolle, lernt denken und kann die Gedanken anderer toller Forscher/innen nacherleben. Eben kein Auswendiglernen, ohne zu wissen, wozu das gut ist.



Renée Schroeder, geboren in Brasilien, Matura im Gymnasium in Bruck an der Mur. Die Genetikerin lehrt und forscht mit ihrer Gruppe am Department für Biochemie der Max F. Perutz Laboratories, einem Joint Venture der Uni Wien und der Med-Uni Wien.
Fotos: privat, H. Corn

Aristoteles im Waldidyll

Keine Noten, keine Klassenzimmer, dafür Ästhetikjobs: Die Fairhaven School bei Washington probiert die Alternative, denn das herkömmliche Schulmodell sei fürs Gestern gemacht, für die Ökonomie der Fabrik.

Frank Herrmann aus Upper Marlboro

Logan Scannell hat ein Problem. „Wir haben alles probiert“, sagt Sharon Markowich, seine Tante. „Er kommt einfach nicht zurecht mit diesen strikten Strukturen, diesem Auswendigpauken von Zeug, das er nicht versteht.“ Die traditionelle Schule, hat auch Marilyn Scannell erkannt, Logans erziehende Großmutter, ist nichts für ihren Enkel. Er lernt schnell, spielt gern Saxofon, ist klug und aufgeweckt, nur eben kein Muster an Disziplin, ein ganz normaler 15-Jähriger in einer ganz normal schwierigen Phase.

Das mit der Disziplin hat man Logan auf drastische Art beizubringen versucht. Von einer katholischen wechselte er auf eine halbamtliche Schule, deren Absolventen später zur Luftwaffe gehen. Manchmal kam er zu spät zur Messe in der Kapelle, wofür er streng bestraft wurde, mit endlosem Marschieren im Kreis und Arrest in der Einzelzelle. Die Oma, Logans Vormund, hatte genug von drakonischer Härte. Sie war bereit, die radikale Alternative zu wagen – der Junge sowieso.

Die Alternative, das ist die Fairhaven School. Romantisch wie ein Waldhotel liegt sie zwischen hohen Pappeln, in einer Schlucht rauscht ein Bach, ein Paradies vor den Toren von Washington. Gitarrenklänge erklingen, im Computerkabinett spielen sie Videospiele – *Dungeons and Dragons*.

Es gibt keine Unterrichtsstunden, keine Noten, keine Klassenzimmer, dafür kleine Nischen zum Lernen, in denen Tische, Stühle und bequeme Sofas stehen. Schon ein kurzer Rundgang lässt

spüren, was für ein gelassenes Selbstbewusstsein die Schüler haben, eine völlig ungezwungene Art, Ältere um Rat zu fragen.

„Aber glauben Sie nicht, dass wir keine Regeln kennen“, sagt Mark McCaig. Wer Popcorn verstreut und das Aufkehren vergisst, wird zu einem „Ästhetikjob“ verdonnert, Staubsaugen oder Fensterputzen, je nachdem. Wer rennt, wo man nicht rennen darf, wer raucht oder andere schubst, fliegt von der Schule, meist für einen Tag. Wer stiehlt, muss für immer gehen, es sei denn, er kann die anderen überzeugen, dass der Vertrauensbruch ein einmaliger Ausrutscher war. Täglich tagt der Rechtsausschuss, das Herzstück Fairhavens, stundenlang wird debattiert. Ein Aushang

skizziert, was dort demnächst auf der Agenda steht: Gavin hat ein Fossil im Bach gefunden, darf er es behalten? Einmal in der Woche treffen sich alle – 70 Schüler und sechs Lehrer – zur großen Versammlung. Jeder hat eine Stimme, der fünfjährige Neuzugang wie der Schulgründer. Lehrer werden auf zwölf Monate angestellt, danach bestimmt das Kollektiv, ob sie bleiben dürfen. Und die achtausend Dollar, die Eltern pro Spross fürs Jahr beapfen müssen, klingen für amerikanische Verhältnisse bescheiden: An den teuersten Privatschulen ist locker das Dreifache fällig.

McCaig, ein bärtiger Hüne, hat Fairhaven vor zwölf Jahren ins Leben gerufen, gemeinsam mit Kim, seiner Gattin. Er hat selber mitgezimmert am ersten Gebäude, einer rustikalen Blockhütte. Pate stand die Sudbury Valley School in der Nähe von Boston, 1968 gegründet von Daniel Greenberg, ei-



Im selbstge-zimmerten Schulgebäude tagt täglich der Rechtsausschuss. Lehrer werden nach einem Jahr vom Kollektiv verlängert – oder nicht.

nem Physiker, der den Leitspruch prägte: „Wir beginnen mit der Freiheit, persönlicher Freiheit und Respekt für individuelle Rechte.“ In McCaigs launiger Kurzbiografie steht, dass er viel über Vögel und Haifischzähne weiß. Ausgestattet mit einem Harvard-Diplom, unterrichtete er lange an normalen Schulen. Den Ausschlag für den Bruch gab die Erfahrung in der eigenen Familie. Ein Neffe, hochintelligent und dabei hyperaktiv, wurde mit Tabletten vollgestopft, um sich im Klassenzimmer konzentrieren zu können. „Völlig verrückt.“

Spielen als Lernmethode

Am Treppengeländer kündigt ein DIN-A4-Blatt einen Kurs an, kreatives Schreiben. Die Initiative ging von Schülern aus, die fanden, dass sie nun genug am Computer gespielt hatten und endlich lernen müssten, wie man gute Aufsätze schreibt. McCaig vermittelt es ihnen – wer will, kann mitmachen, verschiedene Altersstufen. Seine Philosophie beginnt bei Aristoteles. „Menschen streben von Natur aus nach Wissen“, zitiert er den antiken Griechen.

Menschen lernen am besten, wenn sie allein entscheiden, was sie lernen, lautet die Sudbury-Maxime. Und: Spielen ist die erste Lernmethode. Wer spielt, wird klüger. Wozu also Kindern Formeln eintrichtern, die sie bald wieder vergessen? Der herkömm-

liche Schulbetrieb, gibt McCaig zu bedenken, sei für die Ökonomie der Fabrik gemacht. „Was wir heute anstern, ist die kreative Ökonomie. Schnelles Reagieren, flexible Karrieren. Wer arbeitet denn heute noch in einer Fabrik?“

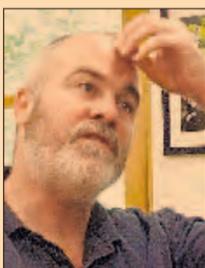
Fairhaven-Schüler werden gern genommen an Universitäten: Aufnahme- und Gespräche ersetzen das formale Zeugnis. Dennoch, es gibt auch welche, die Fairhaven vorzeitig verlassen, und sei es nur, weil sie in einer guten Schulmannschaft Basketball spielen wollen. Es gibt Eltern, die irgendwann die Angst packt, dass sich ihr Kind seine Zukunft vermasselt. Es gibt gute Nachrichten von Ehemaligen. Einer schreibt einen Roman, ein Zweiter ist Skate-

board-Profi, eine Dritte betreibt eine Galerie, nachdem sie in Chicago Kunst studiert hat.

Aryeh Grossman, schwarzer Hut, karibisch buntes Hemd, ist ein unverwechselbarer Typ. Ab der Mittelstufe kam er nicht mehr klar mit dem Druck einer traditionellen Lehranstalt. Heute, mit 16, sagt er, dass er endlich er selbst sein kann. Bevor er nächstes Jahr seinen Abschluss macht, muss er aufschreiben, wie er sich sein Leben vorstellt, beruflich und privat. Seine Freunde werden kritisch nachfragen, Aryeh wird sein Konzept verteidigen müssen, vielleicht auch manches korrigieren, das alles im großen Kreis. Es ist, sagt er, die beste Schule fürs Leben, die er sich vorstellen kann.



Endlich er selbst sein: Für den 16-jährigen Aryeh Grossman (re.) wurde das in der Fairhaven-School, „der besten Schule fürs Leben“, wahr.



Mark McCaig hat die Fairhaven School vor zwölf Jahren gegründet.

Fotos: Almuth Köhler

Formidable Maccheroni und kein Pausenhofprinz

Ich bin – leider nur etwas mehr als vier Jahre – ins Lycée Français de Vienne gegangen. Ich habe mir tatsächlich keine Veränderung gewünscht. Wir waren bis 16 Uhr in der Schule, es gab formidables Mittagessen (Maccheroni mit Tomatensauce und Schinken!), und nicht zehn Kinder haben dieselbe Muttersprache gesprochen. Im großen Hof wurde wild Völkerball gespielt (ich) und unter dem Lindenbaum zur Gitarre gesungen (die anderen Mädchen). Das Einzige, das ich mir gewünscht hätte, konnte mir das französische Bildungssystem nicht erfüllen: dass mir der Pausenhofprinz seine Aufmerksamkeit geschenkt hätte.



Una Wiener ist Chief Creative Officer bei Young&Rubicam Vienna. Nach der Matura war ihr „nur klar, dass ich studiere“. Gesagt, getan. Am Anfang: Tibetologie „bei einem Mönch im braunen Filznachthemd“, am Ende: Linguistik und romanische Literatur.

Fotos: privat

Israel will EU-Politiker in den Gazastreifen lassen

Die Europäer sollten sich selbst davon überzeugen, dass es im Gazastreifen keine humanitäre Krise gebe, so das Motiv. Außerdem könnten Israel mit dieser Strategie versuchen, den Gazastreifen ganz abzukoppeln.

Ben Segenreich aus Tel Aviv

In Fortsetzung einer Kehrtwende in seiner Gaza-Politik will Israel es nun anscheinend ausländischen Politikern und Diplomaten ermöglichen, über Israel in den Gazastreifen einzureisen. Laut israelischen Medien hat Außenminister Avigdor Lieberman bei einem Besuch in Rom seinen italienischen Amtskollegen Franco Frattini sogar dazu ermuntert, eine hochkarätige europäische Mission zu organisieren. Der deutsche Außenminister Guido Westerwelle kündigte bereits an, in den Gazastreifen reisen zu wollen.

Demnach sollen die Außenminister von sieben EU-Staaten gemeinsam den Gazastreifen besuchen. Zu Wochenbeginn hatte Israel begonnen, die Wareneinfuhr

ren in das von der radikalislamischen Hamas beherrschte Küstengebiet erheblich zu erweitern. Die Frage der Blockade ist auch mit dem Schicksal von Gilad Schalit verknüpft – der vierte Jahrestag der Verschleppung des damals 19-jährigen Soldaten durch die Hamas war gestern zentral.

Besuch in Sderot

Liebermans Vorstoß soll mit Premier Benjamin Netanjahu koordiniert sein. Erst vor wenigen Tagen hatte der deutsche Entwicklungsminister Dirk Niebel verärgert reagiert, als Israel ihm die Einreise in den Gazastreifen verweigerte. Das war seit gut drei Jahren konstante Politik gewesen. So war etwa auch den Außenministern Frankreichs und der Türkei der Wunsch, den Gazastreifen

zu besichtigen, nicht erfüllt worden. Im März hatte man für die EU-Außenvertreterin Catherine Ashton allerdings eine Ausnahme gemacht. In allen Fällen ging es nicht um offizielle Besuche bei Funktionären der Hamas, die von der EU ja als Terrorgruppe geächtet wird, sondern um die Inspektion von Projekten und humanitären Einrichtungen. Das Motiv hinter Liebermans Vorschlag soll nun sein, die EU-Politiker sich selbst davon überzeugen zu lassen, dass es im Gaza keine humanitäre Krise gebe. Die Minister würden dabei etwa auch das oft von Raketen beschossene israelische Städtchen Sderot und den Hafen von Aschdod besuchen, wo für den Gazastreifen bestimmte Waren ausgeladen werden.

Kommentatoren sehen aber auch einen Zusammenhang mit einem möglichen israelischen Plan, sich längerfristig völlig vom Gazastreifen „abzukoppeln“, um die Debatte über die Blockade zu beenden. Demnach würde Israel alle Landpassagen schließen und

die Strom- und Wasserzufuhr einstellen. Der Gazastreifen müsste sich dann autonom über Ägypten und auf dem Seeweg versorgen. Der ägyptische Präsident Hosni Mubarak hatte erst am Mittwoch in einer Rede Israel vor dem Versuch gewarnt, „sich vor der Verantwortung für Gaza zu drücken und sie Ägypten anzuhängen“.

Dreifache Lieferung

Vorläufig soll aber der Umfang der Lieferungen über Israel in den kommenden Wochen nach und nach von zuletzt rund 125 auf rund 380 Lastwagenfahrten pro Tag circa verdreifacht werden. Kritisiert wurde die Lockerung der Blockade etwa durch Oppositionschefin Zipi Livni von der liberalen Kadima-Partei. Netanjahu habe mit dieser Entscheidung vor der Hamas „kapituliert“, meinte Livni, „die Hamas gewinnt Legitimität, und Israel verliert sie“.

Livni war die Außenministerin der Regierung Ehud Olmert gewesen, die die Blockade verhängt hatte. Auch Noam Schalit, der Va-

ter des entführten Soldaten, zeigte sich enttäuscht, weil ein Druckmittel für die Befreiung der Geisel verlorengegangen sei: „Diese Blockade war eines der Instrumente, leider ist sie schon zerbrockelt und existiert nicht mehr.“

Der Hamas-Überfall auf eine Grenzpatrouille, bei der Schalit verschleppt wurde, löste eine Militäration in Gaza aus. Über die Jahre sind Anläufe, ihn im Tausch gegen hunderte palästinensische Gefangene freizubekommen, gescheitert. Human Rights Watch warf der Hamas gestern vor, sie verletze das Kriegsrecht und handle „grausam und unmenschlich“, weil sie seit vier Jahren keinen Kontakt zwischen Schalit und seiner Familie zulasse.

Die israelische Luftwaffe hat am Freitag Ziele im Gazastreifen angegriffen und damit auf Raketenbeschuss vom Vortag reagiert. Kampfflugzeuge hätten ein Munitionsdepot und einen Schmugglertunnel attackiert, erklärte die israelische Armeeführung. Mindestens zwei Menschen starben.

Sarkozy rückt Elite-Corps zu Leibe

Frankreichs Präsident will mit Stipendien die nationalen Eliteschulen aufbrechen

Stefan Brändle aus Paris

Nicolas Sarkozy ist vieles, aber nicht elitär. Das zeigt sich auch bei seiner Bildungspolitik. Anfang dieses Jahres verlangte er aus heiterem Himmel, dass die 440 Eliteschulen des Landes künftig 30 Prozent Stipendiaten namentlich aus den sozial benachteiligten Vorstädten und Immigrantenvierteln aufnehmen sollten. Das wäre eine Revolution für ein Land, wo der Zugang zu den „grandes écoles“ statistisch gesehen vor allem vom Einkommen und Ausbildungsniveau der Eltern abhängt.

Der Einwanderer-ohn Sarkozy will das nun ändern. „Ein Land, das nur ein Zehntel seiner Bevölkerung zur höchsten Auswahl bezieht, beraubt sich neun Zehntel seiner Intelligenz“, meinte er, als er im Jänner den Vorstoß mit 30 Prozent Stipendiaten machte. Allerdings verzichtet

er darauf, das verbindlich festzulegen. Das liefe auf eine „Banlieue-Quote“ hinaus, und Sarkozy war schon immer gegen jede Form von positiver Diskriminierung.

Auch kritisieren viele Pädagogen, dass Sarkozy den Eliteschulen bis 2012 Zeit gibt. „Warum nicht 20 Prozent bis 2011?“, fragen sie, befürchtend, dass der Vorstoß in zwei Jahren längst vergessen sein wird. Trotzdem: Die Debatte ist lanciert. Der Verband der französischen Eliteschulen CGE lehnt Sarkozys Vorstoß ab. 30 Prozent Stipendiaten aufzunehmen erfordere eine Senkung der Aufnahmekriterien – und damit des Ausbildungsniveaus, monierte CGE-Chef Pierre Tapie.

Für dieses Querlegen muss er harte Kritik einstecken. „Der Widerstand der ‚grandes écoles‘ ist unwürdig“, überschrieben der Chef des Konzerns PPR, François Pinault, und der ebenso einfluss-

reiche Politberater Alain Minc einen entrüsteten Gastbeitrag in *Le Monde*. Das bisherige Concours-Verfahren der großen Schulen – neben ENA auch etwa Polytechnique, Essec, HEC oder École normale supérieure – sei „selbstmörderisch“, schreiben sie darin.

Mit einem Argument liegt der Eliteschulverband aber nicht ganz daneben: Er weigert sich, Sündenbock für die blockierten Aufstiegschancen des gesamten Bildungssystems zu spielen. In Frankreich greift die soziale Selektion schon im Vorschulalter, das die begüterten Sprösslinge in privaten Etablissements absolvieren. Die Grande Nation legt zwar rhetorisch großen Wert auf die „égalité“, doch sind die Kaderschmieden der Nation mit bloß zehn Prozent Arbeiterkindern selbst der Gegenbeweis der harten Wirklichkeit.

Mit 200.000 Vertretern bieten die Eliteschulen den Freipass zu einer Spitzenkarriere, während die 1,5 Millionen Studenten der normalen Massenuniversität häu-



Nicolas Sarkozy will, dass Frankreichs Eliteschulen 30 Prozent Stipendiaten aufnehmen.

Foto: EPA/Bebert

fig auf ihren Diplomen sitzenbleiben und sich beim Arbeitsamt einschreiben. Gemäß einer Studie haben 68 Prozent Topmanager der im Börsenindex Cac 40 notierten Unternehmen eine Eliteschule durchlaufen. In den politischen und Verwaltungs-Chefetagen dominieren die Absolventen der berühmtesten Beamten-schmiede ENA (École Nationale d'Administration).

Auch Sarkozy macht in seinem Kabinett keine Ausnahme davon. Sein Vorschlag mit den 30 Prozent Stipendiaten dürfte deshalb kaum vollständig umgesetzt werden.

Besser als diese versteckte, staatlich verordnete Förderung

scheint das Vorgehen der Pariser Politikerschmiede „Sciences Po“. Deren Vorsteher, Richard Descoings, hat spezielle und konkrete Auswahlverfahren eingeführt, dank derer in den letzten zehn Jahren immerhin etwas mehr als 600 Vorstadtjugendliche aufgenommen werden konnten. Auch hat er einen „Master of Public Affairs“ eingeführt, für den sich nicht nur die Absolventen der „cours préparatoires“ (Vorstufe zu den Eliteschulen), sondern auch „normale“ Studenten einschreiben können. Descoings durchbricht das gut geölte Elitesystem damit wirkungsvoller, als es Sarkozy mit seinem Vorschlag vorhat.

„Ein Deal mit dem Iran ist noch möglich“

Yukiya Amano, Chef der Internationalen Atomenergiebehörde IAEA in Wien, glaubt noch an ein mögliches Abkommen im Atomstreit mit dem Iran. Jetzt sei es an Teheran, eine Antwort vorzulegen, sagte er zu **Julia Raabe**.



Amano: „Habe nie gesagt, dass Iran eine Bedrohung ist.“ F.: G. Deutsch

STANDARD: Der Uno-Sicherheitsrat hat neue Sanktionen gegen den Iran verhängt. Was bedeutet das für die Kooperation mit der IAEA?

Amano: Das weiß ich noch nicht. Es gibt keine offizielle Mitteilung vom Iran. Aber ich habe Medienberichte gelesen, wonach der Iran das Niveau der Zusammenarbeit im Falle neuer Sanktionen reduzieren wolle. Aber die Kontrollen (von Atoanlagen, Anm.) werden durchgeführt, und ich denke, der Iran wird das beibehalten.

STANDARD: Haben Sie inoffiziell Signale vonseiten des Iran, die Kooperation einzuschränken?

Amano: Ich habe Medienberichte darüber gelesen – das ist alles.

STANDARD: Sehen Sie einen Zusammenhang zwischen den Sanktionen und der Tatsache, dass der Iran zwei Ihrer Atom-Inspektoren in dieser Woche die Einreise verweigert hat?

Amano: Das habe ich von der iranischen Seite jedenfalls nicht gehört. Wir haben im März und im Juni Berichte herausgegeben, der Iran erklärte, Teile davon seien falsch. Ich habe weiterhin volles Vertrauen in die Berichte unserer Inspektoren.

STANDARD: Die Türkei und Brasilien haben einen Kompromissvorschlag vorgelegt, um einen im Oktober gescheiterten Deal mit dem Iran doch noch möglich zu ma-

chen. Ziel ist die Anreicherung iranischen Urans im Ausland für einen iranischen Forschungsreaktor. Wie beurteilen Sie den Vorschlag?

Amano: USA, Frankreich und Russland (die laut ursprünglichem Vorschlag Partner des Iran bei dem Deal hätten sein sollen, Anm.) haben Briefe mit einigen Fragen geschrieben, die ich an den Iran übermittelt habe. Ich warte noch auf eine Antwort des Iran, ich erwarte, dass sie bald kommt, aber es gibt keine Frist. Es ist eine gute Gelegenheit, mit dem Iran zu sprechen und ich hoffe, dass der Iran positiv antwortet.

STANDARD: Der Brief war dem Vorschlag gegenüber kritisch.

Amano: Es waren hauptsächlich technische Fragen.

STANDARD: Unter welchen Bedingungen also ist ein Deal noch möglich?

Amano: Wir brauchen eine Ant-

wort des Iran – dann müssen beide Seiten klären, ob sie noch Interesse an dem Vorschlag haben.

STANDARD: Glauben Sie, dass ein Abkommen noch möglich ist?

Amano: Das glaube ich, ja. Allerdings ist es nicht sehr wahrscheinlich, dass es so aussehen wird, wie im Oktober vorgeschlagen. Anstatt das Uran nach Russland zu schaffen, will der Iran es in die Türkei bringen (wie im türkisch-brasilianischen Vorschlag vorgesehen, Anm.) – das ist bereits ein Unterschied zum Originalvorschlag.

STANDARD: Die Skeptiker des Deals argumentieren, dass sich die Ausgangsbedingungen geändert haben. Der Iran hat jetzt mehr und höher angereichertes Uran. Wo liegt für Sie der Wert eines Abkommens: Vertrauensbildung? Oder Zeit gewinnen für Verhandlungen, indem man einen Teil des Urans außer Landes bringt, damit Teheran es nicht militärisch verwenden kann?

Amano: Das Ziel ist für mich klar: dem Iran zu helfen, Brennstäbe für den Forschungsreaktor zu beschaffen. Mir ist wichtig, unparteiisch zu sein, meine Hilfe zur Verfügung zu stellen und dem Iran zu helfen, die Brennstäbe zu erhalten. Das wird von mir gemäß dem IAEA-Statut erwartet.

STANDARD: Bei Ihrem Amtsantritt haben Sie gesagt, dass es keine Indizien für ein iranisches Nuklearwaffenprogramm gebe, jetzt sprechen Sie von einer möglichen militärischen Dimension.

Amano: Das war etwas unglücklich. Ich habe auf eine Pressefrage, ob ich zustimme, dass der Iran ein Nuklearwaffenprogramm betreibt, geantwortet, dass ich niemals ein solches Statement in einem offiziellen IAEA-Dokument gesehen habe. Hier sage ich dasselbe. Ich habe nie gesagt, dass der Iran eine Bedrohung sei oder ein Nuklearwaffenprogramm betreibt. Die Worte in meinen Berichten sind sorgfältig gewählt. Es gibt einige Aktivitäten, die eine militärische Dimension haben könnten, die wir klären möchten. Wir sind besorgt, aber wir wissen es nicht.

STANDARD: Im Vergleich zu früheren IAEA-Berichten sprechen Sie viel deutlicher über die Möglichkeit einer militärischen Dimension.

Amano: Diese Möglichkeit ist auch in früheren Berichten oft erwähnt worden. Ich bin neu, und es gibt viele neue Botschafter. Ich wollte die Berichte lesbarer machen. Das war mein bescheidenes Bemühen: sie lesbarer, verständlicher, klarer zu machen.

YUKIYA AMANO (63) wurde im Juli 2009 zum neuen Generaldirektor der Internationalen Atomenergiebehörde (IAEO) in Wien gewählt und übernahm das Amt am 1. Dezember 2009. Der Japaner war zuvor Botschafter seines Landes bei der IAEA.

KURZ GEMELDET

Nordrhein-Westfalen: Rüttgers gibt ganz auf

Düsseldorf – Der geschäftsführende Ministerpräsident Nordrhein-Westfalens, Jürgen Rüttgers (CDU), gibt nun doch alle politischen Ämter auf. Er wird auch nicht mehr als CDU-Landeschef antreten. SPD-Chefin Kraft will in zwei Wochen eine rot-grüne Minderheitenregierung bilden. (red)

Medwedew besorgt über Spaltung Kirgistans

Moskau – Der russische Präsident Dmitri Medwedew ist besorgt, dass Kirgistan an den ethnischen Unruhen zwischen Kirgisen und der usbekischen Minderheit „auseinanderbrechen“ und „radikale Elemente“ an die Macht kommen könnten, sagte er am Donnerstag in Washington. Russland plant keine Entsendung von Soldaten in das zentralasiatische Land. (AFP)

Guinea wählt einen neuen Präsidenten

Conakry – In der westafrikanischen Republik Guinea wird am Sonntag ein neuer Präsident gewählt. Es handelt sich dabei um die erste demokratische Wahl in dem 1958 unabhängig gewordenen Land. 24 Kandidaten, darunter eine Frau, treten zur Wahl an. (apn)

GANZ KURZ

+++ Clinton statt Biden Laut Washingtoner Gerüchteküche könnte Hillary Clinton statt Joe Biden zur Vizepräsidentin aufrücken. **+++ Noriega vor Gericht** Panamas Ex-Machthaber Manuel Antonio Noriega wird in Paris wegen der Verstrickung in die Ermordung von Oppositionellen vor Gericht gestellt. **+++ Verbotzone** Nordkorea soll eine Verbotzone für Schiffe eingerichtet haben. Dies könnte auf einen Raketenstest hindeuten.

Pisa hat als Reizwort ausgedient

Dänen reagierten mit nationalem Bildungskompromiss

Andreas Stangl aus Kopenhagen

Das Akronym Pisa hat sich in vielen Ländern zum Allzweck-Wortwerkzeug in der Diskussion um das jeweilige Bildungssystem entwickelt. Während es in Ländern wie Deutschland und später auch in Österreich Reform-Befürwortern als Angriffsmittel diente und auf der anderen Seite Bildungsverantwortliche eine Art Anti-Pisa-Reflex entwickelten, näherten sich Erfolgsländer wie Finnland „Pisa“ quasi als Orden an: Sie nützten die Ergebnisse für eine effektive Imagekampagne – und als Argument gegen interne Kritiker, die Missstände wie die niedrigen Lehrerlöhne und den allgemein hohen und undifferenzierten Leistungsdruck kritisieren.

Einen alternativen Verlauf der Bildungsdebatte konnte man in Dänemark beobachten. Das skandinavische Land schnitt in den bisherigen Studien eher mittelmäßig ab. 2001 und 2007 lag Dänemark auf den Plätzen 16 und 18 nicht nur hinter jeweils fast allen nordeuropäischen Schwesternationen, sondern auch beispielsweise hinter Österreich.

Die liberal-konservative Regierung in Kopenhagen nahm sich bereits die ersten Resultate zum Anlass, im Jahr 2004 unter Einbindung der Opposition einen nationalen Bildungskompromiss auszuverhandeln. Darin wurden mehrere Reformen am dänischen Einheitsschulmodell („Folkeskole“) vorgenommen, darunter lan-

desweit einheitliche Prüfungen, neue Prüfungsformen und ein neues Benotungssystem. Nach der im selben Jahr veröffentlichten Pisa-Studie wurden in Dänemark kritische Stimmen über die OECD-Erhebungsmethoden laut, weil bestimmte Aspekte wie soziale Kompetenz, die in dänischen Schulen traditionell stark gefördert wird, in den Studien kaum oder keinen Niederschlag fanden.

Seit der dritten Pisa-Studie 2007 verschwand das Wort Pisa in Dänemark sukzessive aus der öffentlichen Debatte. Heute ist es als mediales Reizwort „mausetot“, wie es eine dänische Journalistin unlängst drückte.

Das Thema Bildung steht dafür ganz oben auf der politischen Agenda. Ministerpräsident Lars Løkke Rasmussen gab in seiner Neujahrsrede 2010 das Ziel vor, die Folkeskole auf Weltklasse-Niveau zu bringen. Danach wurde eine unabhängige Kommission eingesetzt und durchs Land zu den Schulen geschickt. Diese legte vergangene Woche einen Katalog mit zehn Empfehlungen vor.

Die wichtigsten davon sind: Schließungen und Zusammenlegungen von bis zu 500 Schulen, Verschärfung der Anforderungen in der Lehrerausbildung, mehr individuelle Förderung von Schülern mit Lernschwierigkeiten, mehr Schulautonomie und mehr Gewicht auf Forschung.

Längere Schulpflicht, neue Lehrerausbildung

Vom Pisa-Debakel in die Spitzengruppe: Polen zieht aus jeder Studie Konsequenzen

Gabriele Lesser aus Warschau

Die Matura in Polen ist nicht einfach irgendeine Prüfung. Es ist „die“ Prüfung überhaupt. Jahr für Jahr überträgt das Fernsehen die Bilder vom Beginn des Prüfungsmarathons: Hunderte von 18- und 19-Jährigen sitzen an Einzeltischen in riesigen Sälen. Konzentriert warten sie auf die Prüfungsbögen. Kein Scherz, kein Wort ist zu hören. Dann schließen sich die Türen, und ganz Polen zittert mit. Polens größte Tageszeitung, die *Gazeta Wyborcza*, publiziert jeweils die Prüfungsfragen und ihre Lösungen vom Vortag. Nach einer Woche ist die Matura vorbei. Dieses Mal war Mathematik zum ersten Mal wieder Pflichtfach.

Polen gilt als Bildungsaufsteiger. Die Pisa-Tests fallen von Mal zu Mal besser aus. In der Disziplin „Lesen und Verstehen“ zählen Polens 15-Jährige inzwischen zur Spitzengruppe der ersten zehn von insgesamt rund 60 teilnehmenden Ländern. Schon 1999 – das drohende Debakel beim ersten Pisa-Durchlauf vor Augen – führte die damalige konservative Regierung unter Jerzy Buzek eine radikale Bildungsreform durch. Die Grundschule wurde von acht auf sechs Jahre verkürzt, dafür die Schulpflicht bis zum 18. Lebensjahr verlängert. Nach der Grundschule besuchen alle Schüler und Schüle-

rinnen drei Jahre lang das Gymnasium, eine Art Mittelschule. Erst danach entscheiden sie sich für das dreijährige Lyzeum, das Technikum oder die Berufsschule. Die Folge der späten Trennung: Mehr als 70 Prozent eines Jahrgangs machen heute in Polen Matura.

Revolutioniert wurde aber nicht nur Polens Schulsystem, auch die Prüfungen wurden völlig neu gestaltet. Statt in einem Test das zuvor Auswendiggelernte einfach nur wiederzugeben, sollten die Kinder nun den durchgenommenen Schulstoff selbstständig anwenden. Problemlösen und Denken wurde wichtiger als das Abspulen von Wissen. Vorbild für die neuen Prüfungen in Polen wurden die Pisa-Fragebögen. Multiple-Choice-Fragen beispielsweise kannten viele Schüler an Polens Schulen bis 1999 gar nicht.

Mehr Maturanten

Inzwischen schreiben alle Schüler und Schülerinnen nach den ersten neun Schuljahren einen Test, dessen Ergebnis zwar nicht versetzungsrelevant ist, aber die weitere Schulkarriere bestimmt. Nur die besten Schüler und Schülerinnen können mit der Aufnahme in ein renommiertes Lyzeum rechnen. Viele polnische Eltern plündern ihr Bankkonto für Nachhilfestunden vor diesem ersten großen Test. In der Folge schaffen dann auch tatsächlich wesentlich mehr 14- und 15-Jährige als vor 2000 den Sprung ins Lyzeum und bestehen die Matura.

Polens Bildungsministerium analysiert die Pisa-Ergebnisse jeweils ganz genau und zieht praktische Konsequenzen. Als sich bei zwei Pisa-Tests hintereinander zeigte, dass die Mathematikleistungen der polnischen Schüler weit unter dem Durchschnitt der teilnehmenden OECD-Länder lagen, wurde Mathematik erneut zum Matura-Pflichtfach.

Fortbildungskurse ausgebucht

Da auch viele Lehrer befürchteten, dass ihre Schüler bei der Zentralmatura in Mathematik durchfallen könnten, meldeten sie sich für Fortbildungskurse an. Sie interessierten sich nicht nur für die Aufgaben, die in der neuen Matura zu bewältigen sein würden, sondern auch für neue Lehrmethoden. So war Mathematik bislang ein reines Theoriefach in Polens Schulen. Jetzt geht es verstärkt darum, mathematische Formeln auch im Alltag praktisch anzuwenden. Auch der jugendliche Spieltrieb und Entdeckergeist soll künftig zur Lösung einer Aufgabe führen.

Polens Erfolgsrezept heißt: Schule soll Spaß machen – Schülerinnen und Schülern, Lehrerinnen und Lehrern. So kam auch die Ausbildung der Lehrer auf den Prüfstand. An den Unis wurde das Studium für Lehramtskandidaten völlig umgekrempelt. Lehrern und Lehrerinnen wiederum, die bereits seit Jahren unterrichten, wurde ein attraktives Fortbildungsangebot gemacht. Die Kurse sind regelmäßig ausgebucht.

Ohne Latein nicht nur gut Tanzen lernen

Zugegeben, ich war nie ein sehr motivierter Schüler. Ob das an meiner eigenen Einstellung zur Schule oder an der mangelnden Motivation der Lehrer lag? Im Nachhinein denke ich, dass so manche Lehrkraft ihren Lehrauftrag ein wenig enthusiastischer wahrnehmen hätte können. Rein theoretischer Unterricht ist auf Dauer für Schüler eine Qual und erfordert extreme Disziplin und Konzentration, und das jeden Tag mehrere Stunden. Ich würde mir daher wünschen, dass mehr Unterrichtsstoff praxisbezogener an den Schüler herangebracht wird.

Da ich sehr viel mit Kindern und Jugendlichen arbeite, fällt mir immer wieder auf, wie sehr sie in der Schule gefordert werden. Viele können diesen Anforderungen nicht mehr gerecht werden und zeigen erste Stresssymptome, die ich nur von arbeitenden Erwachsenen kenne. Der Druck und die Anspannung, schulisch nicht versagen zu wollen, ist so enorm groß, dass die Schüler es noch nicht einmal am Wochenende schaffen loszulassen. Wenn ich frage, was von ihnen abverlangt wird, wird mir klar, dass ich nicht mit ihnen tauschen wollen würde.

Nachdem das Allgemeinwissen an die Schüler herangetragen worden ist, sollte es auch für österreichische Schüler die Möglichkeit geben, gewisse Nebenfächer abzuwählen, die für ihren Berufswunsch nicht unbedingt vonnöten sind. In meiner Schule in Deutschland wurde es so gehandhabt, und ich konnte z. B. nach der 5. Klasse Gymnasium Latein abwählen, was ich sofort tat, da ich meine Berufswahl in die tänzerische Richtung bereits getroffen hatte und wusste, Latein würde mir da nicht fehlen. So konnte ich mich besser auf andere Fächer konzentrieren.



Ramesh Nair, 1975 geboren in Landau/Pfalz, war schon vor seinem zweiten Platz in der ORF-Show „Dancing Stars“ Bühnenversiert als Tänzer, Choreograf und Sänger. In der „Sophistikids Company“ arbeitet er mit jungen Gesangs-, Schauspiel- und Tanztalenten.

Fotos: privat

Deutsche Höchstrichter erleichtern Sterbehilfe

In Deutschland gelten neue Maßstäbe für den Umgang mit Sterbenden. Der Bundesgerichtshof stellte klar: Wer auf Wunsch des Patienten lebenserhaltende Maßnahmen abbricht, macht sich nicht mehr strafbar.

Birgit Baumann aus Berlin

Als die Höchstrichter in Karlsruhe am Freitag ihr Urteil sprachen, brandete im Gerichtssaal spontan Applaus auf. Viele Ärzte und Pfleger waren gekommen, um dieses Grundsatzurteil mitzuerleben. Es stärkt die Rechte von Patienten und schafft Rechtssicherheit in einem äußerst heiklen Graubereich. Gleich vorweg: Die aktive Sterbehilfe, also das gezielte Töten von schwerkranken Menschen selbst auf deren Verlangen hin, bleibt weiterhin verboten. Wer dies tut, macht sich strafbar.

Erleichtert aber wird mit dem Urteil die passive Sterbehilfe. Denn der Abbruch lebenserhaltender Maßnahmen ist künftig

nicht mehr strafbar, wenn der Patient dies zuvor in einer Patientenverfügung klar festgelegt hat.

Im konkreten Fall ging es um eine 76-jährige Frau, die seit fünf Jahren im Wachkoma lag. Sie selbst hatte, als sie noch bei Gesundheit war, erklärt, dass sie in so einem Fall keine lebenserhaltenden Maßnahmen wünsche. Auch ihr Arzt hatte keine Aussicht auf Besserung gesehen.

Doch das Heim, in dem die Patientin untergebracht war, weigerte sich, die künstliche Ernährung einzustellen. Auf Anraten ihres Anwalts, des renommierten Medizinrechtlers Wolfgang Putz, schnitt daraufhin die Tochter den Schlauch, der ihre Mutter versorgte, durch. Die Sonde wurde vom

Heim ersetzt, die Mutter starb wenig später an Herzversagen.

Doch Anwalt Putz wurde vom Landgericht Fulda wegen versuchten Totschlags zu neun Monaten auf Bewährung verurteilt. Dieses Urteil hob der Bundesgerichtshof nun auf. Der Zweite Strafsenat berief sich vor allem auf das neue Gesetz zu Patientenverfügungen und erklärte, der Wille des Patienten sei zu beachten. Und was ein Recht erlaube, dürfe das Strafrecht nicht verbieten, sagte die Vorsitzende Richterin Ruth Rissing-van Saan.

Somit ist künftig nicht nur ein passiver Behandlungsabbruch (es wird kein Ernährungsschlauch gesetzt) straffrei, sondern auch ein aktiver (Schlauch wird entfernt). „Es ist mein Freispruch, aber was noch viel wichtiger ist: Endlich, endlich haben wir Klarheit“, sagte Putz nach dem Urteil. Die Tochter war zuvor freigesprochen worden, weil sie auf Anraten des Anwalts gehandelt hatte.

PANORAMA

Mafiapate Falsone in Frankreich verhaftet

Rom/Paris - Einer der meistgesuchten Mafiabosse Italiens ist am Freitag in Frankreich verhaftet worden. Giuseppe Falsone sei nach mehr als einem Jahrzehnt auf der Flucht in Marseille gefasst worden, teilte der italienische Innenminister Roberto Maroni mit. Falsone soll ein Vertrauter von Bernardo Provenzano, einem Mafiapaten, der 2006 gefasst wurde, gewesen sein. (red)

Ölpest kostete BP bisher 1,9 Milliarden Euro

Berlin/London - Die Ausgaben BPs für den Kampf gegen die Ölpest im Golf von Mexiko stiegen bis Freitag laut BP auf umgerechnet 1,9 Mrd. Euro. Die Aktie fiel an der Londoner Börse um sieben Prozent auf 302,50 Pence (3,7 Euro) und war so billig wie seit 14 Jahren nicht mehr. BP sollte als Sponsor beim Sommerfest des deutschen Bundespräsidenten am 2. Juli in Berlin auftreten. Der Konzern zog sein Engagement am Freitag nach heftiger Kritik von SPD und Grünen zurück. (red)

Lili Chittoi aus Bukarest, die Puppe aus Kanada, der Schüler aus China

„Wir respektieren andere, wie sie sind“: Kanadas Schulen sind gut vorbereitet auf Immigrationskinder und deren Eltern

Bernadette Calonego aus North York

Was einem in der Forest-Manor-Schule im kanadischen North York sofort auffällt: Das Lehrerteam ist so vielfältig wie die Herkunft der Schüler. Lehrerin Sue Kim wurde in Korea geboren, Lili Chittoi stammt ursprünglich aus Bukarest, andere kommen aus dem Iran, Jamaika oder Serbien. Die Schüler in North York, einer Vorstadt von Toronto, stammen aus 39 Ländern, aber sie sehen auch schwarze und asiatische Gesichter bei den Menschen, die sie unterrichten.

Forest Manor ist eine Grundschule mit 660 Schülern. Die Schule ist bekannt dafür, dass sie ausländische Immigrantenkinder vorbildlich integriert. In der Eingangshalle hängt ein großes Poster: „Wir respektieren andere, wie sie sind.“ Das heißt im Alltag, die Schule ist für alle möglichen Lern-

situationen gerüstet. Wie immer auch die Bedürfnisse der einzelnen Schüler sind, sie erhalten genau die Hilfe, die sie brauchen.

In der zweiten Klasse schneiden ein arabischer Junge Knöpfe aus: „Zwei Löcher, vier Löcher“, spricht ihm die Lehrerin Minah Hwangh vor. Der Junge schweigt. „Er spricht kein Englisch, aber er versteht mich“, sagt die Lehrerin. Sie zeigt in die Ecke des Schulzimmers. „Wir haben hier auch Bücher in Arabisch.“ In Forest Manor soll das Kind ein Stück seiner Kultur vorfinden, um sein Selbstbewusstsein zu stärken.

Für jedes Klassenniveau gibt es in dieser Schule eine zusätzliche Lehrkraft, die sich ausschließlich um Kinder kümmert, deren Muttersprache nicht Englisch ist. Hat ein Schüler Leseschwierigkeiten, dann bekommt er Privatstunden während der Schulzeit. Sprechen Kinder überhaupt kein Englisch, dann stehen eigens zwei Lehrer

für Intensiv-Sprachunterricht zur Verfügung. Zusätzlich arbeiten eine Sprechlehrerin und eine Beschäftigungstherapeutin in den Klassenzimmern. In Torontos Schulen wird individuelle Lernunterstützung von der Provinz Ontario finanziert.

Lili Chittoi ist eine bezahlte Schulassistentin, die sich den ganzen Tag, fünf Tage in der Woche, ausschließlich mit einem chinesischen Jungen beschäftigt, der seit einem Jahr mit seiner Familie in Kanada weilt und Probleme mit der Integration in die Schule hat. Gerade erklärte sie ihm etwas mithilfe von Puppen. „Ich bin mit meinem ganzen Herzen engagiert und versuche, die gesamte Situation dieses Jungen zu sehen“, sagt Chittoi.

Kein Kind geht an dieser Schule unter, dafür sorgt die Schulvor-

steherin Debra Smith, sie ist seit 15 Jahren in Forest Manor. Zweimal im Monat werden Risikoschüler im Lehrkörper besprochen, um die besten Fördermaßnahmen zu finden.

Kanada ist ein Einwanderungsland, und die Behörden wissen, dass es sich eines Tages wirtschaftlich auszahlen wird, Immigrantenkinder gut auszubilden. In Forest Manor sind rund drei Viertel der Schüler Immigrantenkinder. Deshalb werden Spezialprogramme an dieser

Schule relativ großzügig finanziert. So erhält Forest Manor in diesem Jahr rund 80.000 Euro als zusätzliche Hilfe. Das wird zwar im kommenden Jahr nicht mehr so sein, aber – so sagt Debra Smith – die Schule hat jetzt alle Programme und Lehrer, um ihre Aufgabe weiterzuführen wie bisher.

Ein äußerst wichtiger Pfeiler für den Erfolg des kanadischen Schulsystems ist der Einbezug zugewanderter Eltern. In Forest Manor steht ein spezielles Empfangskomitee für sie bereit, sodass sie sich vom ersten Moment an in der Schule willkommen und verstanden fühlen. „Wir bringen ihnen ein Lächeln und Wärme entgegen und bieten Hilfe an“, sagt die Schulpflegerin.

Dolmetscher für 13 Sprachen

Und nicht nur das: Forest Manor kann mit Dolmetschern für 13 Sprachen aufwarten. Brauchen die Eltern Hilfe beim Einleben in Kanada, finden sie „settlement workers“ in der Schule, Helfer, die vom kanadischen Immigrationsministerium bezahlt sind. „Wenn die Eltern einbezogen werden, dann haben sie das Gefühl, sie können ihren Kindern helfen“, sagt Smith. Und das wiederum führt zu erfolgreichen Schülern.

Das spiegelnde Klassenzimmer

In der Worke-Kosso-Schule im äthiopischen Hochland hängt in jeder Klasse ein Wandspiegel. Ein Utensil für den Hygieneunterricht, das vielen Kindern auch zum ersten Mal in ihrem Leben zeigt, wie sie aussehen.

Gudrun Springer aus Worke Kosso

Mesaye bedeutet „Mein Mittagessen“. Hätten die Eltern bei der Geburt ihrer Tochter schon gewusst, wie sehr Mesaye einmal darum kämpfen würde, zur Schule zu gehen, hätten sie sich vielleicht für einen Namen wie „Die Zielstrebigke“ oder „Die Fleißige“ entschieden. Dabei sieht man der kleinen Äthiopierin gar nicht an, welche Kraft in ihr wohnt. Der an ihrem Hals hängende Maria-Theresien-Taler wirkt klobig zwischen ihren schmalen Schultern. Wenn das Mädchen mit den großen Augen, kaum die Lippen bewegend, das amharische Alphabet vorliest, haucht sie die Silben schüchtern hervor.

Doch Mesaye verfügt über beachtliches Durchsetzungsvermögen: Sie marschierte als Fünfjährige beharrlich jeden Tag zur Worke-Kosso-Volksschule – gegen den Willen ihrer Eltern und obwohl es von der Schulleitung hieß, sie sei zu jung. Schließlich schrieb man sie doch in die 1. Klasse ein, die sie jetzt besucht. Dabei ist es trotz Schulpflicht nicht selbstverständlich, dass Mädchen in Äthiopien überhaupt zur Schule gehen. Hier im Hochland leben die Menschen fast ausschließlich von der Landwirtschaft. Auch die steilsten, bis auf einzelne Bäume leergeholzten Hänge werden bewirtschaftet, mit einfachen Pflügen, von langhörnigen Rindern gezogen.

Die Männer kümmern sich vorwiegend um Feld und Vieh. Die Frauen und Mädchen holen, oft in stundenlangen Märschen und zwei- bis viermal täglich, das Wasser. Das steht dem Schulbesuch häufig im Weg. Und viele Eltern fürchten, ihre Töchter könnten

auf dem Weg zum Unterricht von Männern entführt werden.

In der Region Midda, in der Worke Kosso liegt, hat sich seit zehn Jahren dank dem Verein „Menschen für Menschen“ (MfM) vieles verbessert. Die Frauen müssen jetzt maximal 1,5 Kilometer weit zu einem Brunnen gehen. Entsprechend hoch ist der Mädchenanteil in den Klassen: Unter den 423 Schülern in der 2008 von MfM eröffneten Worke-Kosso-Volksschule sind 205 weiblich.

Der Verein, 1981 vom früheren Schauspieler Karlheinz Böhm nach einer Fernsehshow bei „Wetten dass ...?“ gegründet, hat in Äthiopien neben dieser mehr als 240 Schulen bauen lassen – und zahlreiche Projekte zur Verbesserung der Lebensbedingungen der Bauern realisiert. Nach der Fertigstellung werden die Bildungsstätten der Regierung übergeben.

MfM muss eng mit den Behörden zusammenarbeiten; mit einer Regierung, die von „Human Rights Watch“ scharfer Kritik wegen des autoritären Führungsstils von Premier Meles Zenawi ausgesetzt ist. Die Partei EPRDF (Revolutionäre Demokratische Front des Äthiopischen Volkes) gewann die Wahlen im Mai 2010. Wahlbeobachter kritisierten, es habe Einschüchterung und Gewalt gegeben.

„Jeder muss mit der Regierung arbeiten. Eine NGO, die sagt, sie tut das nicht, lügt“, sagt Almaz Böhm, Karlheinz Böhms Frau und seit 2008 geschäftsführender MfM-Vorstand. „Was hilft der Bevölkerung zum Beispiel eine Schule, die leersteht?“ Jede Maßnahme, die MfM setze, werde mit den Menschen vor Ort erarbeitet und mit den regional zuständigen



Mesaye in ihrer Klasse in der Worke-Kosso-Schule. Die Fünfjährige erschien täglich beim Unterricht, bis man sie trotz des Widerstands ihrer Eltern und einer anderslautenden Schulordnung einschrieb. F.: Springer

Behörden abgestimmt. Die Zusammenarbeit funktioniert gut. Nur die Mühlen der Bürokratie mahlen etwas langsam. „Die Regionalbehörden können es sich nicht leisten, sich uns entgegenzustellen“, meint Böhm. Im Jahr 2008 flossen laut MfM 1,76 Mio. Euro von der Organisation direkt in Projekte im Land. Geld, das unter anderem „ein Fundament für Demokratie“ baue, wie Böhm sagt. Durch Bildung.

Das eigene Gesicht erkennen

Als ob Mesaye das wüsste. Sie ist sehr fleißig, liest besser als viele Viertklässler und gerät dabei gar nicht nach ihrem großen Bruder: „Er ist auch hier (in dieser Schule), aber er unterbricht oft“, sagt sie und bringt die Klasse zum Lachen. Im Nebenraum ist es ruhiger. Hygieneunterricht steht auf dem Stundenplan. Ein Mädchen blickt zaghaft in den Wandspiegel neben

der Klassentür. „Warum schauen wir da hinein?“, fragt Böhm. „Weil ich das Gesicht waschen muss“, sagt die Schülerin.

Der erste Blick ins eigene Antlitz ist für viele Kinder eine neue Erfahrung. Zu Hause, in den Lehm-Holz-Bauten ohne fließendes Wasser und ohne Strom, sind Spiegel Luxus. Viele Buben und Mädchen erkennen auf Fotos zwar

ihre Freunde wieder, sich selbst aber nicht. „Vor sieben, acht Jahren habe ich den Hygieneunterricht initiiert“, erzählt Böhm. „Mir sind die vielen Fliegen schon auf die Nerven gegangen“, fügt sich lachend hinzu. Zum Waschen steht ein schuleigener Brunnen zur Verfügung. Zweimal täglich mit Seife und Wasser das Gesicht zu reinigen beugt Augeninfektionen vor, die zu Blindheit führen können.

Mesaye sieht so aus, als hätte sie heute schon gründlich ihr Gesicht gewaschen. Das Fach Hygiene hat es ihr aber nicht so angetan. Amharisch mag sie lieber. Trotz ihrer Liebe zur Landessprache, sagt sie auf die Frage, was sie später einmal machen möchte: „Nach Amerika gehen.“ Oder vielleicht, erklärt Mesaye nach kurzem Nachdenken, wird sie Lehrerin.



DER STANDARD Webtip: www.menschenfuermenschen.at

Von Gänserrichen, Kirschkägern und anderen Spracherfahrungen

Jedes Land sollte den Schulunterricht auch in den Sprachen seiner Nachbarländer abhalten: Fazit aus einer schulischen Karriere in der ehemaligen Tschechoslowakei und in Österreich.

Michael Stavaric

Wien – Als sich meine Eltern entschlossen, der Tschechoslowakei den Rücken zu kehren, ergo dem kommunistischen System, bedeutete dies für mich zunächst eines – ich konnte nicht mehr in Brno zur Schule gehen und musste mich mit dem österreichischen Schulsystem und dem Deutschen anfreunden. Eines kann ich heute allerdings mit Gewissheit sagen – meine frühe (und intensive) Auseinandersetzung mit zwei so unterschiedlichen Sprachen in der Grund- bzw. Volksschule führte zu einem sensiblen Umgang mit Worten, Inhalten und Kulturen.

Haf haf, wuff wuff

Nicht zuletzt bin ich davon überzeugt, dass mich diese Prägung heute dazu befähigt, als Schriftsteller zu arbeiten (als Übersetzer ohnedies). Kurioserweise waren meine ersten deutschen Worte nachweislich Tierlaute: Eine meiner ersten schulischen Aufgaben war es, ein tschechisches „haf haf“ (so bellt nämlich der Hund) ins Deutsche zu



übertragen, was mir immerhin gelang: „wau wau“ oder „wuff wuff“.

In der tschechoslowakischen Schule war es üblich, dass man – ob man wollte oder nicht – ein „Pionier“ zu werden hatte, Mitglied einer kommunistischen Jugendorganisation, einer „Kaderschmiede“ künftiger Politwichtigter. Im „niedersten Rang“ bedeutete das, dass man als „Fünkchen“ anzuheuern hatte; und ja, auch ich war so ein „Fünkchen“, das offenbar, im Sinne der Erfinder, nicht „zündete“. Ich erwähne das, da mir in der österreichischen Schule sofort nahegelegt wurde (selbstverständlich unter ganz anderen Vorzeichen), den Pfadfindern beizutreten.

In der tschechoslowakischen Schule gab es ein prägendes Motiv – Gustáv Husák, den Präsidenten des Landes. 1975 bis 1989 schien er mir auf Fotos nahezu allgegenwärtig. Ein, wie ich schon damals befand, selbstherrlicher Mann mit Brille, der mit strengem Blick nach mir schaute und immerzu mahnte: Schön brav sein, junger Mann! Bleibt zu erwähnen, dass ich mit „Husák“ immerzu

auch ein anderes tschechisches Wort verband: „husa“. Was „Gans“ bedeutet. Ein „Husák“ war also eine Art selbstverliebter Gänserrich von Moskaus Gnaden.

Als österreichischer Schüler sollte ich später immerhin höchstpersönlich dem Präsidenten begegnen, Herrn Kirschkäger, den ich damals – aufgrund einer akustischen Fehleinschätzung – falsch aussprach: „Kirschkäger“. Ich habe mir tatsächlich vorgestellt, dass dies wohl ein Mann sein muss, der Kirschen ganz besonders gern mag und dass Österreich wohl reich an Kirschbäumen sein müsse.

Als ich noch in der Tschechoslowakei zur Schule ging, sammelte ich Briefmarken. Meine schönsten Exemplare (weil ganz besonders bunt) stammten aus der Mongolei. Ob aber die Mongolei überhaupt kommunistisch war, das wusste ich damals nicht. Das Schulsystem der heutigen Mongolei, so viel konnte ich in Erfahrung bringen, kommt ohne Schulgebühren aus, und 70 Prozent der Studenten an mongolischen Hochschulen sind junge Frauen.

Das gekrönte Werk

Und noch ein exotisches Bildungssystem, das ich auf einer meiner Reisen kennenlernen durfte: Auf den Seychellen ist es üblich, den gesamten Unterricht in mindestens drei Sprachen abzuhalten (Kreol, Englisch, Franzö-

sisch) – und wer später studieren möchte, muss dies im Ausland tun. Der Staat übernimmt hierbei die Kosten, wenn man nach seiner Ausbildung zwei Jahre lang für die Regierung arbeitet ... Da kann man nur neidlos den Wahlspruch der Seychellen zitieren: „Der Abschluss krönt das Werk.“

Um einer gewissen Salzburger (katholischen) Privatschule meine Meinung auszurichten: Zweifellos ist der Deutscherwerb eine integrative Maßnahme, kein Fremdsprachenbevorzugter (vormals „Ausländer“), der halbwegs bei Trost und in der Lage ist, freie Entscheidungen zu treffen, wird es ablehnen, Deutsch zu lernen.

Ebenso deutlich sollte gesagt werden, dass integrative Maßnahmen auch einen Fremdspracherwerb seitens der österreichischen LehrerInnen und SchülerInnen beinhalten dürfen – und damit meine ich keine Englisch- oder Französischkenntnisse, da ich annehme, dass keine Engländer und Franzosen eine Privatschule im Pongau besuchen. Dass man sich – rein kommunikativ – keinesfalls permanent in einer Sprache unterhält, wenn andere zugegen sind, die diese Sprache nicht beherrschen, liegt auf der Hand, das gebietet die Höflichkeit.

Ein Fazit meiner Erinnerungen: Ein gutes Bildungssystem muss die Ausbildung der Frauen fördern, eine Befürwortung von

Mehrsprachigkeit ist eine Selbstverständlichkeit – unterschiedlichste Fächer gehören in verschiedenen Sprachen gelehrt, am besten schon ab dem sechsten, siebenten Lebensjahr.

Es wäre sinnvoll, diesen Unterricht etwa in den Sprachen seiner Nachbarn abzuhalten; in Österreich z. B. auf Italienisch, Tschechisch, Ungarisch. Dies wäre eine „echte integrative Maßnahme“, denn nur wenn ich die Sprachen meiner Nachbarn teile, bin ich befähigt, sie zu „begreifen“. Übersetzer vermitteln weitaus mehr als Inhalte – sie sind erst die Garanten für ein Gespräch. Erst das Übersetzen erschließt uns neue Sprachwelten, die zugleich eine andere „Ding-, Um- und Innenwelt“ repräsentieren. Indem wir uns schon in der Schule mit anderen Sprachen (und Kulturen) auseinandersetzen, „gezwungen“ sind, im alltäglichen Gebrauch vor Ort zu „übersetzen“, sind wir später auch viel leichter in der Lage, uns das Wissen und die Erfahrungen anderer anzueignen.

Und wissen Sie, warum es überhaupt so viele z. B. Buchübersetzungen aus und in andere Sprachen gibt? Weil man schließlich die Originale bewundert!

MICHAEL STAVARIC (38), österreichisch-tschechischer Schriftsteller und Übersetzer. Sein Roman „Terminifera“ erschien 2009. Foto: Heribert Corn

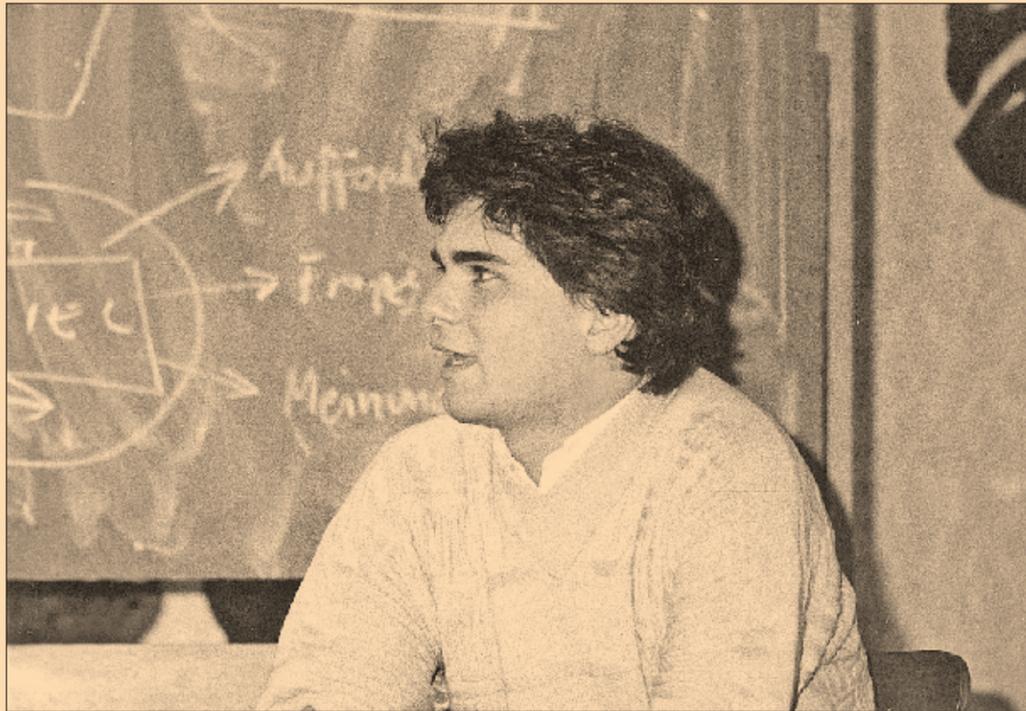


Schüler-Konflikttraining mit Hund CHRONIK Seite 17 Minderheitenprogramm Schulsport Seite 20

derStandard.at/Inland

Lehrer müssen vor allem gute Motivatoren sein

Ich war nicht das, was man einen Musterschüler nennen würde. Ich habe in der Schulzeit viel Sport gemacht. Ich habe aber auch die Gründung einer Schülerzeitung initiiert und war dann Chefredakteur – und Schulsprecher. Einige Lehrer haben bei mir starkes Interesse an ihrem Unterricht auslösen können, andere weniger. Das beweist mir bis heute: Lehrer müssen vor allem gute Motivatoren sein, weil Neugierde zu schaffen sicher der beste Weg ist, die Potenziale von jungen Menschen an den Tag zu bringen und zu fördern. Klarerweise brauchen auch sie, die Lehrerinnen und Lehrer, ein Umfeld – auch Motivatoren müssen selbst immer wieder motiviert werden. Darum ist jetzt auch eine Schulreform so wichtig, für alle, die in der Schule lernen und arbeiten.



Seine Matura absolvierte Bundeskanzler **Werner Faymann** am Bundesrealgymnasium in Wien XV. Die Uni besuchte er „berufsbegleitend wie eine Volkshochschule und hörte Vorlesungen aus Jus und Kunstgeschichte“. Seit 2008 ist er SPÖ- und Regierungschef.

Fotos: privat, APA

Das Nichtthema Zogaj und die Kontroverse um Israel

In der Partei wurde über die Reise ihres Vorsitzenden nach Israel viel diskutiert, und Werner Faymann fuhr dennoch. Kein Thema hingegen sind in der SPÖ die Zogajs, weil da geht es nach dem Gesetz, sagt Faymann.

Michael Völker

Wien – Der Fall Zogaj, das ist kein Thema, über das der Kanzler gerne spricht. Da eckt man nur an, da oder dort, egal, welche Meinung man vertritt, da äußert er lieber gar keine Meinung. Bringt ja nichts. Vielleicht nur ganz unter uns, und welcher Meinung er ist, das kann man sich ja denken, Unmensch ist er keiner, ein Richter schon gar nicht.

Aber das Gesetz. Was soll man da machen? Müssen sie halt gehen, die Zogajs. Fehler sind da wie dort passiert. Deklarieren will sich der Kanzler nicht.

Werner Faymann weicht dem Thema aus. Es ist auch kein Thema, sagt er, zumindest nicht in der SPÖ, genauer gesagt in der Wiener SPÖ, in der er nach wie vor zu Hause ist. Dass sich prominente Sozialdemokraten dem Aufruf für eine große Kundgebung am kommenden Donnerstag am Heldenplatz anschließen, mag der Kanzler nicht kommentieren. Sind es mehr als Rudolf Scholten? Und bekennt sich Robert Menasse als Sozialdemokrat? Elfriede Jelinek macht auch mit?

Faymann hat schon Verständnis, dass sich viele Prominente dem Aufruf „Genug ist genug“ an-

schließen und eine „menschwürdige Asylpolitik“ fordern, eine Privatmeinung wird er auch haben, aber das ist Zivilgesellschaft, und er ist Bundeskanzler, immerhin. Außerdem, wie gesagt, ist das in der SPÖ kein großes Thema.

Was ein Thema ist, und da kommt Faymann aus dem Stand in Fahrt, das ist Israel. Er erzählt dies auf dem Rückflug von Tel Aviv. Alles überstanden, alles bestanden, die Anspannung ist abgefallen, der Kanzler ist locker, so weit halt möglich. Israel, das war wirklich ein kontroverses Thema in der SPÖ, erzählt er. In der Wiener SPÖ jedenfalls.

Schon lange nicht mehr wurde in der Partei so heftig diskutiert, gestritten fast. Da gab es die Befürworter der Reise und die aufgebrachtsten Gegner, die meinten, man dürfe jetzt nicht nach Israel

fahren. Die Gegner, das waren vielleicht die lautereren, aber sie hatten nicht die besseren Argumente, schließlich kann man sich nicht nach Meinungen oder Stimmungslagen richten, nach Umfragen oder gar der *Krone*. So weit sind wir schon? Das ist immer ein gutes Gegenargument, und so fuhr der Kanzler mit dem Segen der Partei nach Israel.

ANALYSE

Und zu den Palästinensern. Das ist ganz wichtig. Beide Seiten, immer. Damit niemand etwas sagen kann.

Faymann war gut vorbereitet – und ist davon auch nicht abgewichen. Er hat gesagt, was zu sagen war, das war ja auch vorbereitet. Faymann war gerührt, wo das angebracht war, in Yad Vashem, er war unangenehm berührt, wo auch das angebracht war, bei Avigdor Lieberman, dem rechten

Populisten. Er war beeindruckt, bei Shimon Peres, dem legendären Präsidenten, sonst hat er Programm gemacht, bei Benjamin Netanjahu, auf der einen Seite, bei Mahmud Abbas, auf der anderen.

Der Kanzler hat die Reise mit Anstand absolviert, das kann man sagen, er hat keine Fehler gemacht. Geglänzt hat er auch nicht, aber was erwartet man sich, das war ein Arbeitsbesuch, heikel auch noch, und schließlich ist Faymann die EU. Das gefällt ihm. Früher hat sich ja niemand abgesprochen, aber jetzt redet er mit Catherine Ashton, das geht schon in die richtige Richtung, eine gemeinsame Außenpolitik.

Und dass Shimon Peres zu ihm gesagt hat, Obama war da, und jetzt er, der junge Sozialdemokrat – da wird der Konflikt doch zu lösen sein. Obama und Faymann. Das gefällt ihm.

MELANGE

Marilyn singt für Don Alfredo

Er war von Jänner 2007 bis Dezember 2008 Bundeskanzler, also nicht sehr lange, im vergangenen Februar beging er seinen 50. Geburtstag, und am Donnerstagabend feierte er ihn ausgiebig mit vielen Freunden: **Alfred Gusenbauer** hatte ins Gartenhotel Altmannsdorf geladen, wo üblicherweise die SPÖ ihre Kanzlerfeste feiert, und 800 Leute waren gekommen, um Don Alfredo hochleben zu lassen. Es war ihm ein Volksfest.

Die eröffnenden Grußworte sprach **Bodo Hombach**, Geschäftsführer der WAZ-Mediengruppe, dann zeichnete **André Heller** in einer sehr pointierten Rede den Lebensweg des Niederösterreichers nach. **Harald Krassnitzer** war tatsächlich als



Gusenbauer feierte mit 800 seiner besten Freunde.

Foto: Corn

Marilyn Monroe verkleidet und sang „Happy birthday to you“.

Gusenbauer selbst war in blendender Laune, seit seinem Ausstieg aus der Politik scheint es ihm immer besser zu gehen, das Geldverdienen funktioniert ja prächtig, und dazu gratulierten ihm etwa Bundespräsident **Heinz Fischer**, seine Langzeit-Weggefährten aus der SPÖ, **Doris Bures** und **Norbert Darabos**, dazu noch unzählige Promis und Freunde aus der Wirtschaft, der Kultur und den Medien, Ärzte ebenso wie Banker.

Es gab eine „Gusil“-Sondernummer, und keine Frage, dass Gusenbauer zu seinem Geburtstag die eine und andere Flasche Wein geschenkt bekam und am Ende des langen Tages schwer zu tragen hatte. (völ)

Das verlorene Gesicht der Grazer SPÖ

Partei im Schockzustand – Schwierige Suche nach neuer Parteiführung

Walter Müller

Graz – Es war ein politischer Amoklauf, der die Partei am Tag danach in einer Schockstarre verharren ließ. Man schämte sich.

SPÖ-Landeschef und Landeshauptmann Franz Voves hatte am Donnerstagabend das angerichtete Chaos in seiner zuletzt führungslosen Grazer Partei mit einem Machtwort beendet. Die erst vor wenigen Tagen zur Parteivorsitzenden gewählte Stadträtin Elke Edlinger musste wieder ab danken, ihr Kontrahent, der frühere Parteichef und Stadtrat Wolfgang Riedler, der den Parteivorsitz in einer Kampfabstimmung gegen Edlinger verloren hatte, musste ebenfalls gehen.

Als „Masseverwalter“ der Partei wurde Klubchef Karl Heinz Herper, ein von allen akzeptierter Politprofi, eingesetzt. Er übernimmt Riedlers Stadtratsposten bis

Herbst. Der Abgang von Riedler und Edlinger, die sich einen selbstmörderischen Kampf um die Macht in der SPÖ geliefert hatten, offenbart aber ein weiteres Problem der SPÖ: gähnende Leere. Es sind weit und breit keine Talente vorhanden, die die Partei übernehmen könnten. Bis Mitte nächster Woche sollen zumindest Weichen gestellt werden.

Ganz ungelegen dürfte Franz Voves das Chaos in Graz aber nicht gekommen sein. Jetzt konnte er eingreifen. Voves versucht seit Jahren, die Grazer Baustelle zu sanieren. Ohne Erfolg, denn die Stadtpartei agiert statutarisch völlig autonom, jeder Zuruf von Voves, die Partei neu aufzustellen, wurde als Angriff gewertet und abgeschmettert. Daher hielt er sich all die Jahre beleidigt zurück und sah zu, wie die Grazer SPÖ von lichten Höhen unter 20 Prozent abstürzte.

Der Niedergang hatte mit Alfred Stingl begonnen. Der Langzeitbürgermeister hatte sich in seinen letzten Regierungsjahren von der Partei entfernt und dem aufstrebenden Siegfried Nagl, dem heutigen ÖVP-Bürgermeister, mit dem er sich besser verstand, zugewandt. Die Partei drängte ihn, den Parteivorsitz an Tatjana Kaltenbeck abzugeben. Das war 1998. Sie war aber nur Stadträtin, Stingl blieb der eigentlich starke Mann in der Partei. Als er 2003 ging, kam der glücklose Walter Ferk, der Kaltenbeck in einer Ur-Abstimmung den Parteivorsitz „wegnahm“.

Unter Ferk begann die Partei völlig auseinanderzudriften. Die SPÖ hatte kein Profil mehr, sie wurde von der frischen schwarzgrünen Stadregierung in den Schatten gestellt. Edlinger wollte ihrer Partei jetzt ein neues Gesicht verpassen – nach dem Chaos hat sie es wohl verloren.

Vater Lehrer. Mutter Lehrerin. Die maturiert sicher!

In meiner Volks- und Hauptschulzeit war die Einschätzung der Lehrenden über die Fähigkeiten der Schüler/-innen massiv vom Berufsstand und Bildungsniveau von deren Eltern abhängig. Ich (Vater Lehrer, Mutter Lehrerin) wurde immer gefördert, weil die Lehrer davon ausgingen, ich wäre „begabt“ und würde auf jeden Fall maturieren. Bei vielen anderen wurde davon ausgegangen, dass die „eh Tischler“ oder „eh Friseurin“ würden. Die Leistung der Schüler wurde zur Selffulfilling Prophecy – abhängig von der jeweiligen Zuschreibung. Obwohl meine beste Freundin perfekte Schulhefte hatte und immer vorbereitet war (ich war das genaue Gegenteil), wurde sie immer so behandelt, als würde sie die geforderte Leistung nicht erbringen können – so lange, bis sie es selbst glaubte.



Sigrid Maurer ging im Stubaital in die Hauptschule Fulpmes, inskribierte nach der Matura Musikwissenschaft, wechselte dann zur Politik – als Wissenschaft an der Uni Wien, als Praxis in der Hochschülerenschaft, wo sie die grün-alternative Hälfte der ÖH-Doppelspitze ist. Fotos: privat, H. Corn

„Wir haben heute eine Kultur des Stoffbewältigens“

Werner Specht, Leiter des Zentrums für Bildungsforschung Graz, über eine neue Kultur des Lehrens und Lernens durch Standards, die „wichtigste Prüfung“ in der Schule und die Vermessung der Schüler. Mit ihm sprach **Lisa Nimmervoll**.



STANDARD: Zwei der wichtigsten Schulreformen sind Bildungsstandards und Zentralmatura. Fangen wir mit den Standards an. Wie werden sie die Schule verändern?
Specht: Sie können sehr viel zu einer neuen Kultur des Lehrens und Lernens beitragen. Bis jetzt war die Predigt landauf, landab: guter Unterricht ist Abgehen von Frontalunterricht, ist innere Differenzierung, ist Individualisierung, selbstständiges Lernen usw. Das ist sicher wichtig, nur häufig wird dabei verschwiegen, dass damit ungemein hohe Anforderungen an die Lehrenden gestellt werden und man dabei auch viel falsch machen kann. Es ist Zeit zu fragen, mit welchen Lehr- und Lernformen man was bei welchen Schülern erreicht. Bildungsstandards können nützlich sein, Licht in diese Frage zu bringen.

STANDARD: Was wird durch Standards anders für die Lehrenden?
Specht: Bildungsstandards konfrontieren die Lehrenden mit wichtigen Zielen des Unterrichts, das heißt, sie stellen Kompetenzen in den Vordergrund, die Schüler erwerben sollen. Dann wird gemessen, ob und inwiefern die Schüler diese Ziele auch erreichen, und letztlich bekommen die Lehrkräfte Rückmeldung darüber, ob und inwiefern sie bei der Vermittlung der notwendigen Kompetenzen tatsächlich erfolgreich gewesen sind. Das ist ein sehr wichtiger Punkt, dass der Unterricht in Zukunft sehr stark durch Rückmeldungen über Erfolg und Misserfolg gesteuert werden wird.

STANDARD: In der Lehrerschaft gibt es aber auch Angst vor den Standards. Immerhin geben sie ja auch Auskunft darüber, wie erfolgreich der eigene Unterricht war.
Specht: Da bestehen zweifellos Ängste, auch angesichts der Möglichkeit, dass die Ergebnisse der Bildungsstandardtestung für Schul-Rankings genutzt werden könnten. Kritisiert wird allerdings auch die einseitige Betonung von Fachleistungen, und natürlich bestehen auch Ängste, dass es nicht so sehr um die Qualität des Unterrichts, sondern um eine stärkere Kontrolle der Lehrer geht. Hier ist noch viel Aufklärungsarbeit nötig, denn die primäre Funktion der Standards liegt wirklich in der Qualitätsentwicklung.

STANDARD: Sie leiten das Forschungsprojekt „Bildungsstandards und Unterrichtskultur“. Welche Kultur herrscht denn derzeit im österreichischen Schulsystem vor?
Specht: Wir haben im Augenblick eine Kultur des Stoffbewältigens, wo die Lehrbücher den Lehrern quasi das Pensum vorgeben, wobei dies mehr oder weniger als Frontalunterricht und Paukunterricht durchgenommen wird. Ich will das nicht generalisieren, aber wir haben noch viel zu viel davon. Davon wollen wir weg. Guter Un-

terricht ist innere Differenzierung, Individualisierung, selbsttätiges Lernen der Kinder, Projekte, angeleitete Freiarbeit, Beteiligung der Schüler am eigenen Lernprozess. Wobei es eben wichtig ist, nicht nur die Methoden und Prozesse zu sehen. Der Sinn von Standards ist, was eigentlich tatsächlich dabei herauskommt.

STANDARD: Was kommt denn heraus, wenn die Bildungsstandards keine Konsequenzen haben für Lehrer, die sie konsequent nicht erreichen oder schlechter als andere?
Specht: Die wichtigste Konsequenz muss sein, den Lehrerinnen und Lehrern Rückmeldungen zu geben, die Selbstreflexionsprozesse anregen, um sich selbst und die Qualität des eigenen Unterrichts besser einschätzen zu können. Ich halte nicht sehr viel davon, die Bildungsstandards jetzt vorschnell mit irgendwelchen Sanktionen zu verbinden.

STANDARD: Was ändert sich für die Schüler durch die Standards? Oder ist es nur ein Test mehr, den sie machen müssen?
Specht: Für die Lernenden ändert sich zunächst, dass die Lehrenden vermutlich einen etwas anderen Unterricht machen, wenn sie sich stark mit Bildungsstandards auseinandersetzen. Den Schülern wird aber auch klarer, was die wirklich zentralen Lernziele sind und worauf sie sich konzentrieren müssen.

STANDARD: Wenn die Bildungsstandards in Zukunft etabliert sind, ist die Unterscheidung in HS, NMS und AHS ja eigentlich obsolet, denn sie legen ja die allgemeingültigen Standards fest, egal, ob die Standards in einer Hauptschule oder einer AHS erbracht werden.
Specht: Die Standards sind gleich, aber sie können immer noch unterschiedlich gut realisiert werden. Insofern ist die Unterscheidung von AHS, Leistungsgruppen usw. durch die Bildungsstandards an sich nicht obsolet. Die Standards geben eine genauere Auskunft darüber, wie die Leistungen der Schülerinnen und Schüler sind, und helfen dadurch manches an subjektiven Fehlern zu korrigieren, die die Lehrer bei der

Leistungsbeurteilung machen. Sie machen den Lehrern eine verbesserte Kalibrierung der eigenen Leistungsbeurteilung möglich.

STANDARD: Der höchste Bildungsstandard ist dann die Zentralmatura. Was erhofft man sich davon?
Specht: Die jetzige teilzentrale kompetenzorientierte Matura ist ein sinnvolles Projekt mit dem Ziel, die wichtigste Prüfung in unserem Schulsystem vergleichbar und aussagekräftig zu halten. Man tut den Gymnasien nichts Gutes, wenn sie sich in schwerere und leichtere Schulen unterscheiden lassen. Die Konsequenz ist, dass dann die abnehmenden Institutionen – die Unis, die Fachhochschulen und die Betriebe – den Zeugnissen nicht trauen und sich die Selektionsfunktion in die abnehmenden Institutionen verlagert, während die Bedeutung der Matura sukzessive abnimmt, wenn die Unterschiede zwischen den Schulen immer größer werden.

STANDARD: Manchmal gewinnt man den Eindruck, als ob es nur noch ums Messen und Vermessen der Schüler/-innen geht, und der Unterricht, das Kerngeschäft der Schule, kommt zu kurz.

Specht: Ich kann das ein Stück weit nachvollziehen, muss aber sagen, bis vor wenigen Jahren war die Messung von Qualität im Schulwesen der deutschsprachigen Länder noch völlig fremd. Man war der Meinung, dass die eigenen Schulsysteme zu den besten der Welt gehören und dass Qualität von Bildung sich dem technischen Zugriff von Messinstrumenten entzieht – und dann kam eben Pisa. Pisa hat beide Vorurteile widerlegt. Sowohl dass wir supergut sind, als auch, dass man wichtige Qualitätsdimensionen nicht messen könnte. Was man sehen muss, ist, dass praktisch mit allen Schulreformen – und das bezieht sich durchaus auch auf die Neue Mittelschule – immer ein Utopieüberschuss verbunden ist. Von vergleichsweise kleinen Interventionen erwartet man sich große Wirkungen auf sehr viele Dimensionen. Daher ist objektives Messen notwendig, auch um überschießende Erwartungen auf den Boden der Realität zu holen. Ich halte es allerdings

für ein Hauptproblem der gegenwärtigen Messkultur, dass man sich zu sehr auf Fachleistungen konzentriert und Bereiche, die sich nicht so leicht messen lassen, zu kurz kommen.

STANDARD: Welche zum Beispiel?
Specht: Wir wissen, dass auch erzieherische Aufgaben in der Schule angesichts des Funktionsverlusts der Familie zunehmend an Bedeutung gewinnen. Heute kommt es auch darauf an, ob man in der Schule Selbstbewusstsein, Sozialkompetenz, Teamfähigkeit, Empathie, den Umgang mit Frustrationen, aber auch Demokratie lernen kann. Ich würde mir wünschen, dass längerfristig auch überfachliche Bildungsstandards kommen, anhand derer die Schule auch als Lern- und Lebensraum stärkere Berücksichtigung findet.

WERNER SPECHT (63) ist Senior Researcher am Bifie-Zentrum Graz (Bundesinstitut für Bildungsforschung, Innovation und Entwicklung des österreichischen Schulwesens). Von 2003 bis 2005 war der Erziehungswissenschaftler Mitglied der von der damaligen Ministerin Elisabeth Gehrler (ÖVP) installierten Zukunftskommission. Foto: Regine Hendrich

WISSEN

Können sie, was sie können sollen?

2011/12 ist es so weit: Erstmals wird in Österreich ein Schüler-Leistungsvergleich möglich sein. Dank Bildungsstandards. Damit werden die Kompetenzen der Schüler der 8. Schulstufe (Hauptschule, 4. Klasse AHS) in Deutsch, Englisch und Mathematik erhoben. Ein Jahr später folgt die 4. Schulstufe in Deutsch und Mathematik. Anders als in Deutschland will das Unterrichtsministerium keinen Bundesländervergleich erstellen lassen, sondern nur „zusammenfassende Berichte“. Schüler erhalten Einblick in ihre eigenen Ergebnisse, Lehrer in ihre Klasse, Direktoren in ihre Schule und die Schulverwaltung in das (anonyme) Bundesland-Ergebnis. (nim)

KURZ GEMELDET

Kärntner VP-Chef sieht „Schmutzkübelkampagne“

Klagenfurt – Im Zusammenhang mit dem Millionenhonorar für den Villacher Steuerberater Dietrich Birnbacher für Beratungstätigkeiten während des Verkaufs der Kärntner Hypo Group Alpe Adria ist der Vorwurf der illegalen Parteienfinanzierung für die Kärntner ÖVP laut geworden, berichtet *Profil*. ÖVP-Chef Josef Martinz sprach von einer „Schmutzkübelkampagne“ im Vorfeld des Landesparteitages am Samstag. (red)

Koralmtunnel: Finanzierung gesichert

Klagenfurt – Bundeskanzler Werner Faymann und Verkehrsministerin Doris Bures (beide SPÖ) haben am Freitag die Finanzierung des Koralmtunnels zugesagt. „Das Baulos 2 ist ausgeschrieben und wird vergeben“, sagte Bures. Die Landeshauptleute Franz Voves (SPÖ) und Gerhard Dörfler (FPK) zeigten sich zufrieden. (red)

Die allermeiste Zeit wurde mit „Defiziten“ vertan

Ich hätte mir gewünscht, dass wir vor allem vor der Matura mehr Wahlfreiheiten gehabt hätten. Dass ich mich auf die Fächer spezialisieren hätte können, in denen ich talentierter war. Ich hätte gerne einen absoluten Schwerpunkt auf Geisteswissenschaften wie Deutsch, Geschichte etc. gelegt, habe aber gerade für jene Fächer die meiste Zeit einsetzen müssen, in denen ich nicht so talentiert war, wie in Physik und Mathematik. Ich hätte lieber meine Stärken herausfordern lassen. Stattdessen habe ich in meinen „Defizitbereichen“ die allermeiste Zeit vertan – und auch nur Mittelmaß erreicht. Ich wünsche mir eine Schule der Talente, nicht der Defizite.



Mono-Edukation mal 43 – und die Lehrkraft in der zweiten Klasse Volksschule in Traun war auch noch ein Mann: Später wurde Josef Pühringer Religionslehrer, studierte Jus und ist seit 1995 Landeshauptmann von Oberösterreich und Obmann der Landes-VP.
Fotos: privat, APA

Wo Unterrichten „ein einziges Aha-Erlebnis“ ist

Eine „internationale Schule“ in Wien-Ottakring

Andrea Heigl

Wien – „Farmer“ oder „Soccer-Player“ möchten sie gern werden, die Schüler der 4B der Hauptschule in der Brüllgasse in Wien-Ottakring. Mit ihrer Englischlehrerin sprechen sie gerade über Traumjobs. In wenigen Wochen starten viele tatsächlich ins Berufsleben, 40 Viertklässler haben bereits eine Lehrstelle. Viele von ihnen haben eine Ehrenrunde eingelegt, um Deutsch zu lernen: 98 Prozent der Schüler in der Brüllgasse kommen aus Migrantenfamilien.

„Wir sind eine internationale Schule“, sagt Direktor Karlheinz Fiedler nicht ohne Stolz. Vom Renommee, aber vor allem von der finanziellen Ausstattung von Privatschulen wie der Vienna International School kann Fiedler nur träumen. Es liege, steht im Schulprofil, „an der Findigkeit und dem Improvisationstalent der Fachlehrer, fehlendes Material, Werkzeug etc. zu ersetzen, auszuborgen oder zu erbetteln“.

Nicht nur deswegen sei das erste Jahr in der Brüllgasse für die Lehrer „ein einziges Aha-Erlebnis“, sagt Fiedler. Obwohl Hauptschullehrer, die von der Pädagogischen Hochschule kommen, noch deutlich mehr pädagogisches Rüstzeug hätten als Uni-Absolventen, bringe der Alltag in der Hauptschule ganz eigene Herausforderungen mit sich. „Die Schulbücher sind für einen Teil unserer Schüler unverständlich. Man kann nichts voraussetzen – das Spektrum unter unseren Schülern reicht von großen Defiziten bis zur AHS-Reife.“ Die Kollegen seien individuell gefordert, denn das System „schließt Kinder mit Migrationshintergrund förmlich aus“.

Zwölf Stunden Extra-Deutschunterricht pro Woche gibt es für jene Schüler, die neu nach Österreich kommen. Nach 60 bis 120 Stunden bemerken die Lehrer erste Erfolge. Besonders schwer tun sich türkische Schüler, die unter den 33 Nationen in der Brüllgasse deutlich die Mehrheit stellen: Sie brauchen die Sprache nicht, um sich in den Gängen und auf dem Schulhof zu verständigen.

Während Direktor Fiedler erzählt, klopf es pausenlos an seine

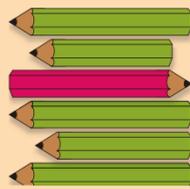
Tür: Ein Vater wird vorstellig, er möchte seinen Sohn hier in die Schule schicken, erklärt er in gebrochenem Deutsch. Die Betreuungslehrerin, die zwölf Stunden pro Woche in der Brüllgasse arbeitet, bespricht schnell mit dem Direktor ein paar Problemfälle. Einige Burschen haben auf dem Schulhof einen Ball gefunden und bringen ihn in die Direktion. „Sehen Sie, ich bin hier für alles zuständig“, sagt Fiedler und scherzt kurz mit den Kindern. Dafür bleibt freilich wenig Zeit: „Ich bin völlig mit Administration zugeschüttet. Eigentlich sollte ich viel mehr mit Lehrern und Schülern reden.“

Probleme abseits der Bildung

Und natürlich mit den Eltern – wenn sie bereit sind, in die Schule zu kommen. Denn viele würden die Bildung ihrer Kinder als deren Problem betrachten. Gleichzeitig würden von den Familien aber Dinge an die Schule herangetragen, die mit deren eigentlicher Aufgabe als Bildungseinrichtung nichts zu tun hätten: von Wohnungs- über Jobprobleme bis hin zu der Frage, wie sie Geld für Essen auftreiben sollen.

Um den Schülern den Umstieg ins Arbeitsleben zu erleichtern, wurde in der Brüllgasse Anfang der 1990er-Jahre ein eigenes Programm entworfen, das mittlerweile auch international Schule macht: Ab der 7. Schulstufe gibt es den Schwerpunkt Berufsorientierung, bei Lehrausgängen und Gesprächen mit Firmenchefs sollen die Kinder erfahren, welche Möglichkeiten sie haben und was von ihnen gefordert wird. Später gibt es Vorstellungstraining und eine Schnupperwoche, an deren Ende ein Zeugnis ausgestellt wird. Solche Innovationen würden Hauptschulen und Kooperative Mittelschulen zu den „innovativsten Schulen“ machen, meint Fiedler: „An den AHS hat sich seit Jahrzehnten nichts verändert.“

Wenn Politiker von ihr sprechen, dann klingt das verlässlich so: Hier die „gute Hauptschule am Land“, da die „Restschule in der Stadt“. Wie es ist, da oder dort zu lernen, zeigen STANDARD-Besuche in Oberösterreich und Wien.



Lernen mit Kopftuch: alles andere als ungewöhnlich in der Ottakringer Brüllgasse. Foto: Hendrich



Das Glück der Kinder liegt in der Hauptschule Bad Leonfelden dank Schul-Biotop am Wasser. Foto: Wakolbinger

Schweinsbraten in der „Wohlfühl-Schule“

Die Natur als Klassenzimmer in Bad Leonfelden

Markus Rohrhofer

Linz – Nein, in einer städtischen Hauptschule wollte er „eigentlich nicht“ Direktor sein. Alfons Enzenhofer blickt nachdenklich auf eine Wandtafel mit Legosteinen. Und lächelt plötzlich: „Schauen Sie – genau das gefällt mir hier. Unsere Stundenplan-Tafel wird noch mit Legosteinen gesteckt, für ein Computerprogramm fehlt das Geld. Aber es funktioniert trotzdem, weil hier einfach alle zusammenhelfen.“

243 Schüler beleben die zwölf Klassen der Hauptschule in der Mühlviertler Stadtgemeinde Bad Leonfelden. 27 Lehrer umfasst das Team von Direktor Enzenhofer: „Alle extrem engagiert. Bei uns gibt's keine Diskussion über zwei Stunden mehr Unterricht oder nicht. Wir haben viele Schulprojekte laufen, die es notwendig machen, dass Lehrer auch in ihrer Freizeit für die Schule aktiv sind. Gemault hat da noch nie jemand.“

Möglich macht das individuelle Bildungsprogramm die „autonome Schultafel“ der HS Bad Leonfelden. Enzenhofer: „18 Stunden in vier Jahren muss jeder Schüler für spezielle Projekte auswählen – je nach Begabung.“ Angeboten werden soziales Lernen, kreatives Gestalten, Snowboard für Anfänger, Schulband, Französisch- und Tschechischkurse. Wobei: Mit dem nahen Nachbarn gibt es seit geraumer Zeit Verstimmungen. „Wir hatten eine Partnerschule in Krumau. Als unsere Schule dann aber ein Projekt gegen Temelín gestartet hat, war's vorbei mit der guten Beziehung“, lacht Enzenhofer.

„Headmaster's Office“ steht am Türschild der Direktion. „Unsere Englischlehrerin. Wie gesagt, alle sehr engagiert.“ Auf dem Schreibtisch ein Schild mit der Aufschrift „In der Ruhe liegt die Kraft“. Der Schulbau auf einer Anhöhe sichert dem „Direx“ einen Ausblick auf die Mühl-

viertler Hügellandschaft. „Haben Sie das in der Stadt? Wir können mit unseren Kindern jederzeit in die Natur. Turnunterricht heißt bei uns im Winter ‚Ab in den Schulkeller und Langlaufski anschallen‘. Oder wir gehen gleich Skifahren am Sternstein. Wir sind einfach eine Schule zum Wohlfühlen.“

Geheime Gesamtschule

Um den Status einer Neuen Mittelschule hat sich Leonfelden nicht beworben. „Wozu auch. Für uns wär's nur mehr Bürokratie. Wir machen seit 20 Jahren das, was die Neue Mittelschule bietet. Und wir sind quasi eine geheime Gesamtschule. In unseren Klassen sitzen hochbegabte Kinder, aber auch Schüler mit speziellem Förderbedarf.“ Ideal für diese „Durchmischung“ seien da die Leistungsgruppen: „Sie machen ein individuelles Fördern möglich. Und bitte, bei uns ist die erste Leistungsgruppe noch mit der AHS vergleichbar. Die Landschulen sind noch alle gesund, nicht so ausgedünnt wie in der Stadt.“ Und man brauche den schulpсихologischen Dienst „zum Glück“ nur ganz selten.

Auch Margarete Ecker, seit 34 Jahren Englisch- und Biologielehrerin an der HS Bad Leonfelden, denkt nicht an eine Landflucht: „Da würde ich lieber in Pension gehen, bevor ich in die Stadt wechsle. Dort steht doch der Lehrer nur vorne und der Rest spurt – weil nichts anderes möglich ist. In Bad Leonfelden hingegen stimmt das Klima. Bitte – hier haben wir ein eigenes Schulbiotop vor der Tür, dass ich betreue. Könnte ich das in der Stadt? Nein.“

Durch die Schulgänge zieht mittlerweile verführerischer Brautenduft. „Wir machen hier den besten Schweinsbraten von ganz Bad Leonfelden. 2,50 Euro kostet die Portion für die Schüler. Aber wir haben auch eine gesunde Jause.“ Doch das Essen muss noch warten, denn Direktor Enzenhofer muss zum Schulparlament. Einmal pro Monat treffen sich nämlich in Bad Leonfelden alle Klassensprecher und deren Stellvertreter zum (lehrerfreien) runden Tisch mit dem Direktor.

Lieber 90 Minuten Straßenbahn als eine neue Schule

Meine Schulzeit war so schön, dass ich Lehrerin werden wollte und auch wurde. Ich bin immer gern in die Schule gegangen, was vielleicht auch daran lag, dass ich Vorzugsschülerin und Klassenbeste war. Es ist mir also richtig gut gegangen in meinem Gymnasium am Parhamerplatz. So bin ich nach einem Wohnungswechsel vom 18. in den 3. Bezirk lieber täglich eineinhalb Stunden Straßenbahn gefahren, als meine Schule gegen eine andere, nähere zu tauschen. Die Fahrt habe ich genützt, um Mathematik-Hausaufgaben zu machen. „Kallat, du schreibst viel schöner in der letzten Zeit“, sagte meine Professorin eines Tages. Die neue Straßenbahngarnitur fuhr viel ruhiger ...



Klassenschülerhöchstzahl 25! Maria Rauch-Kallat ging so gern zur Schule, dass sie für immer hinwollte. Sie wurde Lehrerin für Englisch, Russisch, Geografie. „Immer“ gilt fast nie – heute ist die ÖVP-Frauenchefin multiple Exministerin (Frauen, Umwelt, Gesundheit).
Fotos: privat, APA

„Gesten“ oder „Almosen“ für Missbrauchsoffer

Die Klasnic-Kommission will bis zu 25.000 Euro Schmerzensgeld an die Opfer kirchlichen Missbrauchs zahlen. Opfervertreter sind empört über die „Almosen der millionenschweren Einrichtung Kirche“.

Karin Moser

Wien – Über 200 Opfer haben sich laut Waltraud Klasnic bislang bei der von der katholischen Kirche mit der Aufarbeitung der Missbrauchsfälle beauftragten und von der früheren steirischen Landeshauptfrau (ÖVP) geleiteten Opferschutzkommission gemeldet. Und diesen über 200 Personen kann sie seit Freitag auch konkrete Beträge nennen. Die Klasnic-Kommission hat ein Modell für Schmerzensgeldzahlungen erar-

beitet, das – je nach Schweregrad – folgende Beträge vorsieht: 5000 Euro gibt es für „leichte Fälle des Missbrauchs ohne überschießende Gewaltanwendung“. Wer „über einen längeren Zeitraum“ mehrfachen Übergriffen ausgesetzt war oder eine „geringe Zahl an schwerwiegenden Übergriffen unter Gewalteinwirkung“ erlebt hat, kann mit 15.000 Euro aus dem Kirchenfonds rechnen. 25.000 Euro gibt es schließlich für Opfer, die „über mehrere Jahre hinweg fortgesetztem Missbrauch

mit Verletzungsfolgen und/oder fortdauernden seelischen Schmerzen“ ausgesetzt waren. Besonders schwerwiegende Fälle sollen extra abgegolten werden. Auch die Therapiekosten sind in dem Modell nicht beinhaltet, werden aber ebenfalls von der Stiftung übernommen. Eine finanzielle Obergrenze gibt es laut Klasnic weder für die Schmerzensgeldzahlungen noch für die Therapiekosten. Sie geht davon aus, dass die Kirche zahlen wird. Kommissionmitglied und Verfassungsrichterin Brigitte Bierlein will bereits im Herbst mit den ersten Zahlungen beginnen. Sie weist auch darauf hin, dass es keine Verzichtsklausel gibt und daher auch bei Inanspruchnahme der freiwilligen Zahlungen ge-

richtliche Schritte möglich sind. Allerdings müsste der bereits erhaltene Betrag laut Kommissionsmitglied Udo Jesionek von einer gerichtlichen Entschädigung wieder abgezogen werden. Er betont auch, dass es sich beim jetzt gefundenen Modell nicht um eine „Wiedergutmachung“ handeln kann. Vielmehr bemühe sich die Kirche um „Gesten“, bei denen man sich an der österreichischen Rechtsprechung orientiert habe. Für Jakob Purkathofer von der Plattform „Betroffene kirchlicher Gewalt“ sind die genannten Beträge nur Peanuts. Er ärgert sich im STANDARD-Gespräch: „Solche Almosen stehen einer millionenschweren Einrichtung wie der Kirche nicht zu.“ Die gebotenen Sum-

men seien eine „Beleidigung der Betroffenen“. Man fordere weiterhin 130.000 Euro pro Opfer plus die Übernahme der Therapiekosten. Die Plattform „Wir sind Kirche“ zeigt sich hingegen zufrieden: Die Kommission arbeite „sehr seriös und qualitativvoll“. **Politik stellt sich tot** Kommissionsmitglied Udo Jesionek mahnt auch die politische Verantwortung ein: So wäre es „sinnvoll“, wenn der Staat „zumindest eine Koordinationsfunktion übernehmen würde“. Denn: „Sich ganz aus der Verantwortung zu ziehen ist nicht sehr fair.“ Kollege Kurt Scholz sieht das ähnlich: „Ich halte diesen Totstellreflex für unklug, weil eine staatliche Stelle prophylaktisch wirken könnte.“

Neue Verwaltung und neue Verantwortung für die Schule

Wien – Weniger Bürokratie und mehr Autonomie braucht die österreichische Schulverwaltung: Darüber waren sich die Teilnehmer der Bildungsenquête des SPÖ-Klubs im Parlament einig. Ein Hauptproblem sieht Rechnungshofpräsident Josef Moser in den Doppelgleisigkeiten in der Verwaltung: Die Generalkompetenz liegt derzeit grundsätzlich beim Bund, die Länder sind dann aber beim Vollzug zuständig. Nicht nur das: Für Landes- und Bundeslehrer gibt es unterschiedliche Ausbildungen und unterschiedliche Lehrverpflichtungen. Was also notwendig ist, ist „eine einheitliche Gesetzgebung und -vollziehung“, stimmte Bildungsministerin Claudia Schmied (SPÖ) mit der Forderung des Rechnungshofchefs überein. Einig waren sich die beiden auch darin, „dass Ausgabenverantwortung und Aufgabenverantwortung in eine Hand gehören“, wie Schmied betonte. OECD-Experte Bernard Huguonier wünschte sich mehr Autonomie für Österreichs Schulen – etwa in Hinblick auf die Auswahl des Personals. Dem stimmte Claudia Schmied zu: Sie trat für „mehr Verantwortung für den Schulstandort“ und für ein „Aufgabenprofil“ für Schulleiter ein. (gcm)

Schulfrei wegen des Almauftriebs

Verena Langegger

Innsbruck – „Wo ist mein Radiergummi?“, fragt die sechsjährige Valeria in der ersten Reihe bereits zum dritten Mal lautstark. Ihr Klassenlehrer Josef Eller geht zu ihr und gibt ihr den „Ratzi“ ihrer Banknachbarin: „Sei nicht so streng mit dir selbst“, meint er. Valeria hat beim Übungsblatt über Schnecken das Wort „schleimig“ in die falsche Lücke eingefügt. Jetzt radiert sie zufrieden herum. Im Juni, gegen Semesterende, könnten die vier Erstklassler schon gemeinsam mit den vier Zweitklasslern in Sachunterricht unterrichtet werden, sagt der Volksschullehrer und Direktor der einklassigen Volksschule Gschnitz, Josef Eller. Von seiner kleinen Schule ist er begeistert. Es gebe etwa „kaum Schulweg“ für die insgesamt 14 Kinder des 425-Einwohner-Ortes am hinteren Ende des Gschnitztales. „Die gemeinsame Volksschule ist auch gut für die Identität einer Gemeinde – ebenso wie die Kirche, die Musikkapelle oder die Feuerwehr.“ Die 14 Gschnitzer Kinder zwischen sechs und zehn Jahren wer-

den in zwei Fächern geteilt, in Unter- und Oberstufe. Mathematik und Deutsch für die erste und zweite Schulstufe unterrichtet Martina Penz. Während Direktor Eller gleich im ersten Stock des Schulhauses direkt über den beiden Klassenzimmern wohnt, kommt Penz täglich rund 20 Kilometer aus Pfons. Seit drei Jahren ist sie Lehrerin in der Einklassenschule in Gschnitz. „Am Anfang dachte ich, das schaffe ich nie, mehrere Schulstufen gleichzeitig zu unterrichten“, sagt Penz. Mittlerweile kann sie sich nichts anderes mehr vorstellen. Sie schwört auf den „Wochenplan“. Dadurch würden die Schulkinder zu „mehr Selbstständigkeit“ erzogen, schon in der Volksschule. „Während ich den Zweitklasslern Multiplizieren erkläre, machen die Erstklassler Stillarbeit und bekommen trotzdem schon ein bisschen von den Malreihen mit“, erklärt die Lehrerin. Gerade in Mathematik sei es nicht schlecht, wenn der Stoff von den Kindern mehr als einmal gehört werde. Das Land Tirol steht per Landtagsbeschluss zu seinen Einklassenschulen. Für die zuständige

Landesrätin Beate Palfrader (ÖVP) gehört „in jedes Dorf auch eine Schule“. Bei weniger als drei Kindern wird die Schule aber zugesperrt. Vier Tiroler Volksschulen erreichen diese Schülerzahl im Schuljahr 2010/11 nicht mehr. Gefährdet sind weitere fünf der insgesamt 18 Kleinstschulen. Reinhold Wöll, zuständig für die Kleinstschulen im Landes-schulrat, war selbst Volksschullehrer. „Die Schüler lernen in diesen kleinen Schulen viel voneinander.“ Spezielle Lehrerausbildung für Kleinstschulunterricht gebe es nicht: „Abteilungsunterricht“ müsse von den Lehrern „gekonnt werden“ wie „Integration“

auch. Von Burnout unter Lehrern in Kleinstschulen hat Wöll noch nie gehört: „Es braucht aber sicher eine gewisse Robustheit. Die Kinder bringen nicht jeden Tag ein Geschenk mit in die Schule.“ Beim Sachunterricht in Gschnitz wechselt Direktor Eller unterdessen von der Schnecke im Lehrplan der Unterstufe zur Topografie des Wipptales für die Oberstufe. Die beiden Viertklassler sitzen hinten im Klassenzimmer am Computer und googeln Informationen über Tiroler Städte. Einer der Drittklassler, Alexander, muss noch Wappen nachmalen. „Er hatte gestern frei wegen eines Almauftriebs“, erklärt Eller. Eine ganze Schule an einem Tisch: In Gschnitz in Tirol gehört die gemeinsame Jause aller Schüler und Lehrer dazu. Foto: A. Fischer



Bruno als Belohnung fürs Streitschlichten

Nach einer Messerstecherei in einer Volksschule wurden die Konflikttrainerinnen von „Nobody is perfect“ zu Hilfe gerufen. Drei intensive Arbeitswochen später sah der SCHÜLERSTANDARD bei der Belohnungsstunde zu.

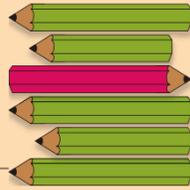
Johanna Tirnthal

Wien – Laut hallen die Schritte im Stiegenhaus wider, als sich Ruth Bulant, Veronika Lippert und Beratungslehrerin Michaela Gamrith der Klassentür nähern. Die Krallen des Berner-Sennenhund-Mischlings, den Ruth Bulant an der Leine führt, kratzen dabei auf dem steinernen Boden.

„Es ist eine schwierige Klasse“, sagt Veronika Lippert, kurz bevor sie das Ende des Gangs erreicht hat. „Und der Bruno ist jetzt die Belohnung dafür, wie sie sich in den letzten Wochen verbessert haben“, erklärt die Konflikttrainerin von „Nobody is perfect“.

Die Klassenlehrerin steht schon vor der Tür und scheint erleichtert über die Ablösung. Statt ihr tritt nun Lippert vor die Klasse. Während sie noch spricht, lässt Bulant von „Tiere als Therapie“ die Leine ein wenig länger, und Bruno streckt neugierig seinen Kopf um die Ecke, auf Augenhöhe mit den sitzenden Kindern. Ein überraschtes Raunen geht durch die Reihen. Langsam führt Bulant den Therapiehund ins Klassenzimmer. Dann legt sie einen Finger an die Lippen, bis es still ist.

„Wenn ihr laut seid, dann gehe ich wieder“, warnt sie. „Wisst ihr, um wie viel mal lauter



Hunde hören als wir?“ „Hundert!“, ruft ein Junge von hinten. Bulant schüttelt den Kopf. „Tausend!“ Jetzt schreien alle durcheinander. „Eine Million!“ Nachdem man sich auf zehn geeinigt hat, stürmt die 21-köpfige Klasse nach vorne, um einen Sitzkreis um Ruth Bulant und Bruno zu bilden. Es ist heiß und stickig im Zimmer. Bruno hat seine lilafarbene Zunge weit herausgestreckt und hechelt laut. Bulant holt einen Futternapf aus ihrem Rucksack.

„Wer will dem Bruno ein Wasser geben?“, fragt sie, und sofort fliegen fast alle Hände in die Luft. Abdul, ein blonder Junge, springt auf und stellt sich fordernd in den Kreis. Es wird still. Verlegen senkt er den Blick und Lippert sieht ihn ernst an. Als er nun so eine halbe Minute unter den Blicken der anderen gelitten hat, drückt ihm Bulant den Napf in die Hand. Laut schlappernd verteilt der Hund das Wasser auf dem hellen Parkettboden. Die Kinder lachen.

Dann beginnt Bulant, Brunos Lebensgeschichte zu erzählen. Als es um die Entscheidung geht, ob sie sich um einen Wurf vernachlässigter Welpen kümmern will oder lieber doch nicht, legt sie zwei grüne Seile in den Kinder-Kreis. „Das sind zwei Wege“, sagt sie. „Der eine ist, sich um



Begeisterung in einer Volksschule im 10. Bezirk: Nach einigen Wochen Konflikttraining ist Therapiehund Bruno auf Besuch und will mit den Kindern spielen.

Foto: Hendrich

Bruno und seine Geschwister zu kümmern. Der andere, zu meinen, das ginge mich gar nichts an.“

„Wer hat ein Wort für den Weg, den ich gegangen bin?“, fragt sie in die Runde. Kurz überlegen die Kinder, dann heben sie ihre Hände und warten, bis sie an der Reihe sind. „Den Richtigen!“ „Den Guten?“ „Den des Herzens?“ „Des Rechts!“, wirft ein Junge ein. „Vertrauen?“, fragt ein Mädchen so leise, dass man es kaum hört. „Fast“, sagt Bulant. Verantwortung sei das Wort. Sie legt ein Kärtchen, auf dem das steht, in den Kreis.

Hunde sind Rudeltiere, erklärt Bulant, und wenn ein Hund in einem Rudel aus Menschen lebt,

müsse klar sein, wer der Chef ist. „Wer ist also der Chef“, fragt sie. „Du!“ – da sind sich die Kinder einig. „Wie ist das in der Klasse?“, mischt sich Lippert ein. „Die Frau Lehrerin!“, auch da herrscht Einigkeit. „Und zu Hause?“ – „Der Papa“, sagen einige. „Und“, Lippert wirkt irritiert. „Die Mama!“, sagen dann doch alle. „Bei mir ist nur die Mama der Chef“, sagt Ozan, ein dunkelhaariger Junge.

Nun dürfen die Kinder Bruno, der in der Zwischenzeit hechelnd auf dem Rücken gelegen ist, streicheln. Das Mädchen, das sich zuvor noch unter dem Tisch versteckt hat, bürstet ihm jetzt sachte das dicke Fell. „Es geht auch viel

um Mut“, erklärt die Trainerin gerade, als ein Junge, der sich zurück in den Kreis setzen will, die anderen anschreit: „Jetzt rutsch!“ – „Was rutsch ich?“, brüllt einer. Da klopf Lippert auf das helle Parkett. „Jetzt sind wir wieder da, wo wir vor ein paar Wochen waren!“

Es habe sogar eine Messerstecherei gegeben, erzählt die Trainerin, als Bruno die Klasse nach einer kurzen Stunde verlässt. Jetzt hat sich die Klasse gebessert und mithilfe des Hundes gesehen, dass es auch anders geht.

DER STANDARD **Webtipp:**
www.nobodyisperfect.at
www.elternwerkstatt.at

„Die Probleme entstehen, weil zu wenig miteinander gesprochen wird“

Konflikttrainerin **Veronika Lippert** kommt, wenn's Ärger gibt. Der betrifft selten die Schüler allein. Auch Lehrer- und Elternbildung sei zentral, erfuhrt **Bettina Reicher**.



sie wollen sich orientieren können. Wir können unseren Kindern nicht alle Hindernisse aus dem Weg räumen. Und wir müssen sie begleiten, selbst Lösungen zu finden, um kompetente Erwachsene zu werden.

STANDARD: Was muss passieren, damit Sie in eine Klasse gerufen werden?

Lippert: Meistens werden wir geholt, weil zu viel gestritten wird. Aber was wirklich los ist, wissen wir erst, wenn wir dort sind. Die Probleme entstehen, weil zu wenig miteinander gesprochen wird. Auch die Eltern sind dabei in die Verantwortung zu ziehen. Wenn es etwa ein Problem mit Ausländerfeindlichkeit gibt, das wir in der Klasse bearbeiten, geht das oft zu Hause weiter.

STANDARD: Wie läuft ein Konfliktlösungs-Workshop ab?

Lippert: Es gibt viele Instrumente, die man verwenden kann. Teamspiele, bei denen keiner gewinnt, eignen sich gut. Bei älteren Schülern arbeiten wir viel mit Gesprächen. Oft merken wir auch, dass das Problem, weshalb wir geholt wurden, gar nicht der Kern der Sache ist. Wir erleben das manchmal beim Thema Mobbing, wo ein Kind vielleicht zu Hause Schwierigkeiten hat und die in der Klasse auslebt. Darum kann man auch nicht in jede Klasse mit dem gleichen Rezept gehen.

STANDARD: Wie kann man Ausgrenzung und Rassismus entgegenwirken?

Lippert: Es ist einfach wich-

tig, dass man sich damit beschäftigt. Wenn man richtig Integration betreibt und keine Angst vor dem Anderssein hat, würde das auch in jeder Schule gut funktionieren. Es geht oft nicht darum, dass jemand zum Beispiel aus der Türkei kommt oder sonst woher, sondern darum, dass er anders ist. Es ist Aufgabe der Schule und Eltern, Vorurteile abzubauen.

STANDARD: Erleben Sie auch, dass Kinder und Jugendliche gewalttätig werden?

Lippert: Ja, aber ich glaube nicht, dass die Kinder grundsätzlich gewalttätig sind, sondern dass sie keine anderen Lösungsstrategien kennen. Das ist ein sehr trauriger Trend, der aber in vielen Familien vorgelebt wird. Deshalb ist für uns auch die Elternbildung zentral. In den Kursen spielen wir mit den Eltern Beispiele nach und geben ihnen Werkzeuge mit, die sie verwenden können: Ich-Botschaften, Konfliktregelung oder aktives Zuhören.

STANDARD: Sind Eltern in der Erziehung ihrer Kinder unsicherer geworden?

Lippert: Ich glaube, dass wir Eltern heute oft den Mut verlieren, die Führungskräfte für unsere Kinder zu sein. Kinder wollen Regeln, und

STANDARD: Wie viel Verantwortung tragen die Lehrer für Konflikte in der Klasse?

Lippert: Eine große. Lehrer schauen oft nur auf die Leistung. Aber wenn die emotionale Ebene nicht passt, kann auch die Leistung nicht passen. Von Schülern hören wir dann Klagen über die vielen Vorwürfe, wie: „Du schon wieder“ oder „Na eh klar, der schon wieder“. Man kann da nur mit wertfreien Ich-Botschaften gegenwirken, wie: „Ich sehe, dass es dir nicht gut geht.“

STANDARD: Werden die Lehrer in ihrem Willen, empathisch zu sein, durch das Schulsystem beschränkt?

Lippert: Ja, absolut. Die Lehrer merken das auch selbst, wissen aber nicht, was sie anders machen sollen. Ihnen fehlen Kommunikationsstools, die müssten zwingender Bestandteil der Ausbildung sein. Lehrer versuchen oft, Drohungen über die Noten zu spielen, anstatt dass sie ihre echte Autorität leben und die Kinder mit ihrem ganzen Umfeld und ihren Problemen abholen.

VERONIKA LIPPERT, geb. 1971, ist Gruppenprozessbegleiterin und gründete mit Helga Hornik „Nobody is perfect“. Die Pädagogin hat drei Kinder. Foto: privat

Hab Spaß und feiere mit deinen Freundinnen, anstatt am Balkon herumzustehen. Wer nicht raucht, hat mehr vom Leben und verpasst auch nichts von der Party.

Rauchen = uncool

„Nicht rauchen lohnt sich auf jeden Fall!“

Gesundheitsminister Alois Stöger

BUNDESMINISTERIUM FÜR GESUNDHEIT

Bezahlte Anzeige

Am Ende der besten Zeit im Leben wehte die weiße Fahne

Ich habe nur positive Erinnerungen an meine Schulzeit. Auf die Volksschule in Ottnang folgten die Hauptschule in Attnang-Puchheim und die Handelsakademie in Vöcklabruck. Ich war neun Jahre „Fahrschülerin“, mit Zugverbindungen nur morgens, mittags und abends. Das war erst mühsam, mit zunehmendem Alter aber vorteilhaft. Die HAK-Jahre zwischen 15 und 19 – die beste Zeit im Leben – habe ich einfach ideal erlebt: tolle Lehrer/-innen, eine eingeschworene Gemeinschaft. Wir waren zum Schluss 35 in der Klasse, fast halbe-halbe, und konnten zur Matura die weiße Fahne hissen. Wir, Hauptschule wie HAK, treffen uns alle fünf Jahre. Markant im Gedächtnis geblieben sind nicht zuletzt die Gratisschulbücher im letzten Jahr: neue Bücher statt der alten, übertragen!



Und das im letzten Jahr – zum ersten mal neue Schulbücher. **Gratis! Nationalratspräsidentin Barbara Prameters HAK-Maturaklasse wurde 1973 geschlossen für „reif“ erklärt. Seit 1991 ist die Soziologin in der Politik, u. a. als Frauenministerin und Vizevorsitzende der SPÖ.**

Fotos: privat, APA

Van der Bellen hat bei Wiener Grünen ein Leiberl

Alexander Van der Bellen möchte Wien zur rot-grünen Hauptstadt machen und wird um Vorzugsstimmen kämpfen. Für Spitzenkandidatin Maria Vassilakou gehören die Wickel auf Bezirksebene zur Demokratie.

Bettina Fernsebner-Kokert

Wien – Das grüne T-Shirt mit seinem Namenszug wurde Alexander Van der Bellen am Freitag von Maria Vassilakou symbolträchtig auf dem Stephansplatz überreicht. Dass Van der Bellen im Wahlkampf der Wiener Grünen mitmischen wird, stand bereits länger fest, unklar war bisher, in welcher Form.

Eines hielt der Neuzugang bei den Wiener Grünen dann auch gleich fest: Entgegen früherer Grünen-interner Überlegungen werde er nicht in der Innenstadt mit Ursula Stenzel (VP) um das Amt des Bezirksvorstehers kämpfen. „Ich wollte im ersten Bezirk eigentlich nicht wirklich antreten“, räumt Van der Bellen ein.

Der frühere grüne Bundessprecher und Nationalratsabgeordnete möchte stattdessen gern in den Wiener Gemeinderat einziehen, noch viel lieber, wenn es nach der Wahl im Herbst eine rot-grüne Koalition gibt. Am liebsten als Stadtrat? „Man soll das Fell des Bären nicht teilen, bevor die Wahl geschlagen ist“, sagt Van der Bellen. Nachsatz mit Schmunzeln: „Obwohl das Sprichwort für einen

Grünen wohl nicht ganz politisch korrekt ist.“

Van der Bellen wird in Wien in einen Vorzugsstimmenwahlkampf gehen – rund 12.000 Stimmmern bräuchte er für ein Direktmandat. Das sei „zwar der Hammer, aber nicht unmöglich“. Er wird auf Platz 29 der Landesliste antreten und kandidiert zusätzlich in vier Wahlkreisen, in denen die Bezirke Innere Stadt, Wieden, Margareten, Mariahilf, Neubau, Josefstadt, Alsergrund, Ottakring und Währing liegen. Die ersten 28 Listenplätze wurden im November im basisdemokratischen grünen Wahlmodus ermittelt. Ab Rang 29 sind genügend Vorzugsstimmen notwendig, um einen der fix gewählten Kandidaten zu übernehmen.

„Harakiri mit Anlauf“

Punkten möchte der Professor wenig überraschend mit seiner Wirtschaftskompetenz, den Themen Bildung, Integration sowie den „klassischen Ökofragen“. Und Van der Bellen gab auch gleich eine Wahlempfehlung in Richtung SP ab – nämlich, sich nach dem 10. Oktober für die Grünen als Koalitionspartner zu entschei-

den. „Denn: „Rot-Schwarz again wäre Harakiri mit Anlauf.“

Doch gerade das, die politische Selbstentlebung, wird den Stadtökos derzeit attestiert. „Es hat in zwei von 23 Bezirken bei Listen-erstellung Konflikte gegeben“, sagt Maria Vassilakou. „Na und? Demokratie sei nun mal eine schwierige Übung. Punktum. Was andere öffentlich ausgetragene Machtkämpfe nennen, bezeichnet Vassilakou als „Transparenz“. Im elften Bezirk hätten sich vor den letzten Wahlen auch zwei grüne Bezirksrätinnen abgespalten. „Allerdings hatten wir nur die zwei.“

Die Klubobfrau der Wiener Grünen sieht weiterhin „gute Chancen“, dass der sechste Bezirk von Rot auf Grün umgefärbelt werden kann, obwohl sich am Donnerstag eine eigene Liste abgespalten hat. „Echt Grün“ wird im Herbst im Bezirk antreten. Die achtköpfige Splittergruppe rund um Manfred Rakovsky sah in der Wahl der langjährigen Gemeinderätin Susanne Jerusalem zur Bezirkskandidatin einen „Putsch“ der Landespartei. „Susanne Jerusalem ist mit 32 von 44 Stimmen gewählt worden“, betont Vassilakou. Es sei bedauerlich, aber nicht zu ändern, dass diese Gruppe eine demokratische Entscheidung nicht akzeptiere.

Ebenso habe im achten Bezirk der bisherige grüne Bezirksvorsteher Heribert Rahdijan eben in einer Kampfabstimmung gegen den neuen Grünen-Kandidaten

Alexander Spritzendorfer verloren. Rahdijan wollte weiterhin auf Platz eins kandidieren, allerdings nur unter der Bedingung, dass seine Stellvertreterin, mit der er nicht konnte, nicht mehr antritt.

Signal an VP-Wähler

Für den Politikexperten Thomas Hofer kommt die Präsentation Van der Bellens daher nicht von ungefähr. „Das ist der Versuch, die Querelen der letzten Zeit mit einer guten Nachricht rauszudrängen.“ Der grüne Hoffnungskandidat sei auch eine Ansage in Richtung Volkspartei. „Van der Bellen könnte es durchaus schaffen, der ÖVP einige bürgerliche Stimmen wegzunehmen.“ Dies sei

im Match um Platz drei „der erste Offensivpunkt“ für die Grünen.

Dass sie noch weitere Treffer erzielen muss, ist sich Spitzenkandidatin Vassilakou, die sich als „Kapitän einer Fußballmannschaft“ sieht, bewusst. Und sie zitiert einen legendären Ausspruch von Hans Krankl: „Wir müssen gewinnen, alles andere ist primär.“ Auf welcher Position sich Van der Bellen sieht? „Libero“, sagt er und muss sich umgehend von den anwesenden Journalisten belehren lassen, dass eigentlich nur noch Viererkette gespielt wird. Die letzte Mannschaft, die mit einem Libero erfolgreich war, waren übrigens die Griechen, als sie 2004 Europameister wurden.



„Teamchefin“ Maria Vassilakou überreichte am Freitag „Libero“ Alexander Van der Bellen das Leiberl in den Klubfarben. Foto: Corn

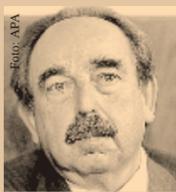
Montagsgespräch

Gerät Österreich in die Fänge der Mafia?

28. 6. 2010, 19.30 Uhr



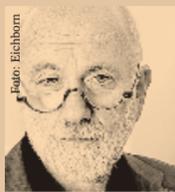
Petra Reski
Journalistin und Mafia-Expertin



Max Edelbacher
Ehemaliger Leiter d. Wiener Sicherheitsbüros, Buchautor



Max-Peter Ratzel
Ehemaliger Direktor von Europol



Jürgen Roth
Investigativer Journalist, Buchautor



Moderation: Gerfried Spert
DER STANDARD



Die Zeitung für Leser

Ort: Haus der Musik, Seilerstätte 30/Eingang Annagasse, 1010 Wien. Freier Eintritt

derStandard.at/Events

KURZ GEMELDET

WIEN/MOSKAU

Oleg Deripaska kündigt Klage gegen Peter Pilz an

Wien – Peter Pilz von den Grünen könnte bald eine Klage des russischen Geschäftsmannes Oleg Deripaska ins Haus flattern. Grund: Pilz und der deutsche Buchautor Jürgen Roth hatten Deripaska in die Nähe der russischen Mafia gerückt. Dazu Deripaskas Pressesprecher Sergey Babichenko: „Die Anschuldigung ist unwahr und diffamierend und wir behalten uns rechtliche Schritte gegenüber Herrn Pilz vor.“ (simo)

KÄRNTEN

Bedingte Haft für Kärntner Wahlbetrüger

Klagenfurt – Neun Monate bedingte Haft und 1440 Euro Geldstrafe: So lautet das Urteil gegen einen Kärntner SP-Bürgermeisterkandidaten, der bei der Stichwahl im März 2009 im Bezirk Spittal eine Wahlurne geöffnet, mindestens 92 Stimmzettel mit einem Kreuz beim Gegenkandidaten vernichtet und für sich ausgefüllte Zettel hineingelegt hatte. (APA)

ÖSTERREICH

Trotz Visafreiheit weniger Kriminalität

Wien – Weniger Kontrolle, mehr Sicherheit. Seit am 17. Dezember 2009 die Visapflicht für Serbien, Montenegro und Mazedonien abgeschafft worden ist, sei die Kriminalitätsrate gesunken. Das sagte Innenministerin Maria Fekter (ÖVP) bei einem Treffen mit ihrem serbischen Amtskollegen Ivica Dačić. Es gebe auch keine Asylansprüche von Serben mehr. (APA)

OBERÖSTERREICH

Brandstifter: Fast 20 Millionen Euro Schaden

Linz – 19,4 Millionen Euro Schaden soll ein 26-jähriger Brandstifter verursacht haben. Der Mann soll laut Staatsanwaltschaft Linz nicht nur drei Brände bei seinem Ex-Arbeitgeber, der Linz-Textil, gelegt haben, sondern auch für weitere Brände und Sachbeschädigungen verantwortlich sein. Er leidet an einer schweren Persönlichkeitsstörung. (APA)

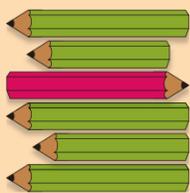
Die kindliche Neugier zum Kribbeln bringen

„Na also, es geht doch!“ – mit engagierten und couragierten Lehrerinnen und Lehrern

Barbara Frischmuth

Graz – Natürlich möchte ich, dass sich in den österreichischen Schulen etwas bewegt, dass die Chancengleichheit der Kinder steigt und ihnen beim Unterricht nicht das Hirn einschläft, sondern ihre Neugier zu kribbeln beginnt. Ich wünsche mir, dass sie gefördert und gefordert werden, dass man sie nicht für blöd hält oder mit Stoff vollstopft, zu dem die Anschauung fehlt und der bloß ihre Merkfähigkeit verrumpelt, während die wichtigen Dinge, die man sich nicht einfach runterladen kann, gar nicht vorkommen.

Trotzdem wird man um couragierte, engagierte LehrerInnen nicht herumkommen, wenn die Schule anders werden soll. Und manchmal gibt es sie schon, diese andere Schule, zumindest bilde ich mir ein, sie schon ein paar Mal geortet zu haben. Zuletzt in Graz, am Rosenberggürtel. Die Afritsch-



Volksschule mit ihrer Lehrerin, Frau Dr. Riederer, und deren Literaturprojekt für die 4. Klasse.

Die Steiermark als Unterrichtsschwerpunkt im Sachunterricht soll flächenübergreifend mit Deutsch von den Kindern literarisch erfahren werden. Geplant sind im Laufe eines Schuljahres sechs Lesereisen zu sechs verschiedenen DichterInnen in der Steiermark, heißt es in der Projektbeschreibung. Zuerst wurden die Kinder entsprechend vorbereitet, dann führen sie von Alpl bis zum Apfelfand, vom Erzberg bis nach Stainz sowie von St. Ulrich im Greith bis nach Altaussee, ja, und in Graz besuchten sie die Landesbibliothek.

Sie waren mit zwei Lehrerinnen unterwegs, eine davon eine Integrationslehrerin, die auch die Gebärdensprache beherrscht, und Müttern, die gerade Zeit hatten. Im Literaturmuseum Altaussee waren sie zuletzt, diese zwanzig

zehnjährigen Kinder. Aufgeweckt, konzentrationsfähig und hervorragende FragerInnen.

Ein taubstummer Bub möchte wissen, ob ich eine Beziehung zu Schnecken habe, da ich einen Ring trage, der entfernt an eine Schnirkelschnecke erinnert. Eine kleine, ernsthafte Türkin will nicht glauben, dass ich ihre Sprache spreche, sie wird dann gebeten, für die Klasse zu übersetzen, was wir geredet haben. Eine kleine Poetin möchte Kinderbuchautorin werden usw. usf. Ich habe schon lange keinen so intelligenten Nachmittag in so intelligenter Gesellschaft verbracht.

Am ersten Juli treffen wir uns alle im Literaturhaus in Graz, die Kinder, die AutorInnen, die LehrerInnen. Dann werden die Kinder vorlesen, was ihnen zu unserer Literatur und zu der Gegend, in der wir wohnen, eingefallen ist.

Na also, es geht doch!

BARBARA FRISCHMUTH (68) lebt als Schriftstellerin und Übersetzerin für Türkisch und Ungarisch in Altaussee.

Familie Zogaj darf Schulschluss abwarten



Arigona Zogajs Mitschülerinnen wollen, dass sie bleibt. F.: APA/trubra

Die Fremdenbehörden haben Familie Zogaj ein „Zeitfenster“ eingeräumt, um Abschied zu nehmen. Dass die Familie doch bleiben kann, wie Mitschülerinnen Arigonas fordern, sehen Rechtsexperten als unmöglich an.

Irene Brickner

Linz/Wien – Arigona, Albin und Albona Zogaj können ihr Schuljahr noch ordentlich zu Ende bringen, bevor sie mit ihrer Mutter Nurije Österreich verlassen müssen. So weit eine Vereinbarung mit der Bezirkshauptmannschaft (BH) Vöcklabruck, die laut Christian Schörkhuber von der Volkshilfe Oberösterreich mit der Familie getroffen worden ist. Ihr war, wie berichtet, eine Aufforderung der BH an die vier Kosovaren vorangegangen, das Land „unverzüglich“ freiwillig zu verlassen, sonst drohe eine Zwangsabschiebung.

Somit wird die letztlich durch einen Verfassungsgerichtshofspruch nötig gewordene Ausreise der seit sieben Jahren in Österreich lebenden Familie nach dem 9. Juli stattfinden. Wann genau, ist

noch nicht klar: Am Freitag sagte Schörkhuber dem STANDARD, der 18-jährigen Arigona, ihren neun- und zehnjährigen Geschwistern und ihrer 47-jährigen Mutter werde auch nach Schulschluss ein „Zeitfenster“ eingeräumt, um ihre persönlichen Angelegenheiten in Österreich zu regeln und den Aufenthalt im Kosovo vorzubereiten.

In Österreich bräuchte Arigona Zogaj noch ein Jahr, um in der Höheren Bundeslehranstalt (HBLA) Linz ihren Schulabschluss zu machen. Dort sprechen sich Mitschülerinnen und Lehrer dringend für ihren Verbleib aus – doch dieser ist laut der Präsidentin der Österreichischen Liga für Menschenrechte, Barbara Helige, rechtlich nicht mehr durchargumentierbar.

„Der Verfassungsgerichtshof hat gesprochen, hat keine Einwände gegen die Ausweisung erho-

ben. Das ist zu respektieren“, sagte Helige bei einer „menschrechtlichen Bilanz“ des Falls Arigona. Das Höchstgericht habe seinen „Ermessensspielraum“ dahingehend verwendet, ergänzte die Rechtsanwältin und Vorsitzende der NGO „SOS Menschenrechte“, Nadja Lorenz: „Er hätte ihn auch andersgehend interpretieren können.“

Aber, so Lorenz, nicht das Höchstgericht, sondern „Politik, Medien und Gesamtgesellschaft“ seien für die „seit Jahren ständig verschärfte Asyl- und Fremden-gesetze“ und deren harte Anwendung verantwortlich: Etwa in dem von ihr vertretenen Fall der Ehefrau eines Österreicherers, die vor jetzt viereinhalb Jahren abgeschoben wurde, da ihr verwehrt worden war, im Inland einen Aufenthaltsantrag zu stellen: „Seither sind die beiden getrennt.“

Maria Wittmann-Tiwald von der RichterInnenvereinigung schlug für solch langjährige Fälle eine Amnestie vor: „Zumindest wenn jemand schon als Kind nach Österreich gekommen ist.“

Fall Brennan vorerst folgenlos

Polizei sieht kein Problem bei Einsätzen auf der Straße

Michael Möseneder

Wien – Bedingter Vorsatz statt Fahrlässigkeit: Dass die Richterin am Bezirksgericht Josefstadt am Donnerstag den Fall Michael Brennan an das Landesgericht abtrat, da sie der Darstellung des Polizisten offenbar nicht glaubte, ist eine Überraschung. Bei der Polizei will man aber abwarten, ob man über eine Änderung der Einsatztaktik nachdenken soll.

Zur Vorgeschichte: Im Februar 2009 wurde der Sportlehrer Brennan in einer Wiener U-Bahn-Station mit einem Drogendealer verwechselt und von einem 36-jährigen Beamten zu Boden geworfen und dabei schwer verletzt.

Er habe sich als Polizist zu erkennen gegeben, und Brennan habe Anzeichen für eine Flucht geliefert, rechtfertigte sich der Kriminalist von der Einsatzgruppe zur Bekämpfung der Straßensriminalität (EGS). Das Opfer schil-

derte den Vorfall komplett anders: Er sei telefonierend aus der U-Bahn ausgestiegen und plötzlich ohne Vorwarnung und ohne den Angreifer zu sehen zu Boden gerissen und verprügelt worden.

Dass in einer Eins-gegen-eins-Situation die Anwendung von Körperkraft eher vorkommen kann und beispielsweise Dreier-teams eine effizientere Methode wären, um eine Flucht zu verhindern, sieht man bei der Polizei vorerst nicht. „Es ist derzeit nicht so wie im Fall Cheibani Wague, wo die Ausbildung einfach vom Prinzip her schlecht war. Wir warten zunächst, ob es überhaupt eine Verurteilung gibt, und analysieren dann“, sagt Manfred Reinthaler von der Pressestelle.

Die EGS besteht seit knapp sieben Jahren und hat fast 8000 Menschen im Suchtgift-Zusammenhang festgenommen und fast eine Tonne Drogen beschlagnahmt. 88 Beamte arbeiten derzeit dort.

ERÖFFNUNG
ULTIMA VEZ
15.07. / 21.15^{UHR}
EINTRITT FREI

**IMPULS
TANZ
// VIENNA
INTERNATIONAL
DANCE
FESTIVAL
#27**

15.07. – 15.08.10

IMPULSTANZ
WWW.IMPULSTANZ.COM / (+43 1) 523 55 58

MIT

CIE. MARIE CHOUINARD | ROSAS / ANNE TERESA DE KEERSMAEKER | LES BALLETS C DE LA B / ALAIN PLATEL & FRANK VAN LAECKE | DD DORVILLIER & HUMAN FUTURE DANCE CORPS | BENOÎT LACHAMBRE / PAR B.L.EUX | XAVIER LE ROY | LOUISE LECAVALIER / FOU GLORIEUX | LES BALLETS DE MONTE-CARLO / JEAN-CHRISTOPHE MAILLOT & LIQUID LOFT | CHRIS HARING

UND VIELEN MEHR!

DIE VORVERKAUFSTELLEN HABEN GEÖFFNET!

TICKETS UNTER: (01) 205 15 65

INFOS UNTER: (01) 523 55 58 | WWW.IMPULSTANZ.COM

Verschont vom Willen zum Wellnessbetrieb

Angesichts der aktuellen Diskussion um Schule bin ich heilfroh, eine traditionelle Schulbildung erhalten zu haben. Es gab den heute verteuerten Frontalunterricht, es gab Lehrer, die lehrten, und Schüler, die lernten. Und wir wurden gar nicht so schlecht auf das Leben vorbereitet.

Die Killerbegriffe der gegenwärtigen Debatte gab es nicht: keine Rankings, Ratings, Auditings, kein Monitoring, keine Anforderungen an die Lehrer, Problemlösungskompetenzen, Medienkompetenz, Kommunikationsbereitschaft zu vermitteln – und schon gar nicht Pisa und seine nahezu schwachsinnigen Kriterien.

Wir waren verschont von einem Lehrerbild, in dem dieser als Coach, Betreuer, Facilitator, Manager, Drittmittelnwerber, Sozialarbeiter tätig sein musste. Und es gab keine Computer, kein Internet, keine Bildungsstandards und auch keine Neue Mittelschule und deren Orientierung an der Mittelmäßigkeit.

Es gab auch keine Rufe nach einer Ganztagschule, wir waren froh, den Nachmittag ohne weitere Animationsreize für uns zu haben. Muße und individuelle Selbstgestaltung unseres Lebens waren uns wichtig. Vielleicht gerade deshalb wurden viele von uns zu Persönlichkeiten des öffentlichen, wirtschaftlichen und politischen Lebens, vielleicht gerade weil wir den Zwangsbeglückungen einer Ganztagschule entkamen.

Subjekte statt Projekte

Ob sich unsere Lehrer lebenslangem Lernen unterworfen haben (das an lebenslange Haft erinnert) oder Kurse besucht haben, die ihrer Fortbildung dienen (übrigens ein interessanter Begriff, der auch „fort von Bildung“ bedeuten kann), war uns gleichgültig. Wir hatten gute und schlechte Lehrer, die uns mit fachübergreifendem Lernen, Schul- und Betriebschnuppern, Exkursionen, Dichterlesungen, Girls' Days, Polizeischulungen und der Vorstellung, dass die Schule ein ganztägiger Wellnessbetrieb sein sollte, verschonten. Wir haben auch keine Projekte gemacht, wir waren eher Subjekte, die unseren Lehrern nicht immer Freude bereiteten. Die heutzutage so hoch geschätzte Teamfähigkeit hatten wir ignoriert. Wir wurden – und dies in einer Situation, in der Bildung immer noch mit Ausbildung verwechselt wird – zu Individualisten.

Dafür bin ich meiner Schule und meinen Lehrern dankbar. Lasst die Lehrer lehren und die Schüler lernen. Und verschont uns mit dem an Schwachsinn grenzenden Unfug von Reformen, die schulfremde, nie unterrichtend habende Experten als Heilmittel anpreisen. Kurzum: Ich wünsche mir eine Schule, die Lehrer und Schüler mit Freude betreten, eine Schule, die sich vom Albtraum in einen Lebensraum verwandelt.



Peter Kampits maturierte 1960 am Bundesrealgymnasium 17 in Wien, studierte Philosophie, Psychologie und Geschichte und war dann als Philosophie-Professor mehr als drei Jahrzehnte an der Uni Wien aktiv, u. a. als langjähriger Vorstand des Instituts für Philosophie.

Fotos: privat, A. Urban

Zuerst die Schule, dann der Sport

Österreichs Kinder sind laut Studien viel zu dick und bewegen sich viel zu wenig. Eine tägliche Schulsportstunde wird dennoch nicht einmal andiskutiert. Dafür soll der Vereinssport den Weg in die Schule finden.

David Krutzler

Wien – Eva ist acht Jahre alt und in Wien daheim. Und es geht ihr wie Daniela in Innsbruck, Gerhard in Linz oder Michaela in Graz. Sie alle haben bald wieder neun Wochen Ferien – und damit Zeit, Versäumtes nachzuholen.

Sport zum Beispiel. Denn während des Schuljahres gönnt das Unterrichtsministerium Volksschulkindern gerade einmal zwei Unterrichtseinheiten „Bewegung und Sport“ – pro Woche. Das sind exakt 100 Minuten vorgeschriebene Bewegung, inklusive des Weges zur, der Zeit in der und des Weges von der Umkleidekabine zurück in die Schulklasse.

Dabei schreiben die von Experten in Österreich entwickelten „Bewegungsempfehlungen für gesundheitswirksame Bewegung“ Kindern vor, jeden Tag „mindestens 60 Minuten“ aktiv zu sein. Das vom Fonds Gesundes Österreich (FGÖ) veröffentlichte Dokument ist keine drei Monate alt, Gesundheitsminister Alois Stöger

(SPÖ) war bei der Präsentation dabei. Die Umsetzung freilich, die eine vielfach geforderte tägliche Schulsportstunde erfüllen könnte, ist von der Motivation der Kinder und Eltern abhängig. Wie hoch diese ist, bescheinigen aktuelle internationale und nationale Studien unisono: Österreichs Kinder sind zu dick, essen viel zu viel, bewegen sich viel zu wenig.

„Noch nicht viel passiert“

Das Unterrichtsministerium setzt da lieber auf Outsourcing. Schon mehr Bewegung, aber eben nicht in der Schule. Gemeinsam mit dem Sportministerium versprach man Ende 2009, mehr auf den Vereinssport zu verweisen. „Viel passiert ist da aber noch nicht“, sagt Christian Halbwegs von der Bundes-Sportorganisation (BSO). „Ich könnte jetzt nicht sagen, dass sportbegeisterte Kinder unsere Vereine mit Neuanmeldungen überschüttet haben.“

Geplant ist, dass Vereine auch in den Schulalltag eingebunden werden – oder eben in freiwillige

Sportstunden danach. In den Volksschulen wirken externe Sportlehrer direkt beim Projekt „Gesund & Munter“ mit. In zehn zusätzlichen Unterrichtsstunden (pro Jahr!) wird auf das Thema Bewegung aufmerksam gemacht, die Kinder müssen mit ihren Lehrern und Eltern ein „Bewegungstagebuch“ führen. Das Ziel ist es, Eltern und Kinder auf die Möglichkeit von außerschulischen Aktivitäten, wie etwa in einem Sportverein, hinzuweisen.

Mittlerweile machen alle Volksschulen mit. Der Projektanfang war aber schwierig, weil einige Schullehrer vor allem Mehrarbeit auf sich zukommen sahen, erzählt Halbwegs. „Wir waren schon froh, dass die weniger sportbegeisterten Lehrer nicht aktiv dagegen gearbeitet haben.“ Der Sportfunktionär will die Schule mit ihren bescheidenen Turnstunden nicht aus der Pflicht nehmen. „Die Schule muss in puncto Bewegung Verantwortung übernehmen. Nicht nur in Mathematik oder Englisch. Denn Kinder freiwillig zu mehr Sport zu bringen ist verdammt schwer.“

Wie das ab der fünften Schulstufe gelingen soll, erklärt das Un-

terrichtsministerium mit schulautonomen Stunden, die die Schule auch für Sport verwenden kann, und mit der Aufwertung der organisierten Schulsportbewerbe. Unter dem Titel „Schul Olympics“ werden die Meister in zwanzig Sportarten gesucht, jährlich gelangen zehn zur Austragung. Im fast abgelaufenen Schuljahr waren es Orientierungslauf, Cross Country, Handball, Hallenhockey, Snowboard, Volleyball, Geräteturnen, Badminton, Klettern und Leichtathletik. Dazu kommen noch die etablierten Schülerliga-Bewerbe Fußball und Volleyball und die Postliga Mädchenfußball.

„Durch die Schul Olympics“, sagt deren Geschäftsführer Rafael Dobler, „wird in den Schulen aber nicht mehr Sport betrieben.“ Wollen Schüler an einem Bewerb teilnehmen, müssen sie auf das Wohlwollen ihrer Schule und das Engagement ihrer Turnlehrer hoffen. Mehr Sportstunden gibt es dafür nicht.

Eva, Daniela, Gerhard und Michaela übrigens freuen sich schon auf die fünfte Schulstufe. Da gibt es dann tatsächlich 200 Minuten Sport – pro Woche.



Volksschüler müssen mit gerade einmal zwei Sportstunden pro Woche auskommen. Foto: Fischer

„Im Ministerium laufen wir gegen Wände“

Die Sportinitiativen des Ministeriums sind nichts weiter als Lippenbekenntnisse, sagt Wolfgang Oebelsberger vom Tiroler Landesschulrat. Schon jetzt haben viele Schüler Probleme mit dem Hopslerlauf oder dem Purzelbaum. Von David Krutzler.



STANDARD: Das Unterrichtsministerium will Bewegung in den Schulen ohne zusätzliche Sportstunden forcieren. Kann das funktionieren?

Oebelsberger: Das sind nicht mehr als Lippenbekenntnisse. Der pädagogische Wert des Sportunterrichts wird nicht erkannt.

STANDARD: In der Volksschule haben Kinder zwei Sportstunden pro Woche. Ist das genug?

Oebelsberger: Natürlich nicht. Alle wichtigen Bewegungen werden in der Volksschule gelernt. Da be-

steht Handlungsbedarf, aber im Ministerium laufen wir gegen Wände. In Tirol kürzen wir auf Eigeninitiative jede Schulstunde um fünf Minuten, um den Volksschülern pro Tag eine halbe Stunde mehr Bewegungszeit zu geben.

STANDARD: Können Schulen schulautonome Stunden nicht auch für Sport verwenden?

Oebelsberger: Die Schulautorie ist das Hauptproblem. Der Großteil der Schulen setzt lieber auf Fremdsprachen oder Mathe, zu-

lasten von Sportstunden. Und wo kann man, wenn Projekte anstehen, Stunden am leichtesten abzwacken? Natürlich beim Sport.

STANDARD: Merken Sie bei den Schülern Bewegungsdefizite?

Oebelsberger: Die Schüler werden ungeschickter. Purzelbaum und Hopslerlauf schaffen viele nicht mehr. Da gehören aber auch die Eltern in die Pflicht genommen.

STANDARD: Können Sportvereine in Schulen eine Hilfe sein?

Oebelsberger: Das ist ein guter Ansatz, aber nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Gerade die Kinder, die Sport so nötig hätten, werden mangels Talent oft ausgesiebt.

WOLFGANG OEBELSBERGER (55) ist seit 2006 Tiroler Fachinspektor für Bewegungserziehung und Sport. Davor war er 25 Jahre Schulsportlehrer. Foto: privat

Küsserkönig Maradona trifft Mexiko Seite 22

Italiens Reaktion auf die Schande Seite 24

derStandard.at/xxxxx

Kracher, Klassiker, Leckerbissen, Nervenkitzel – das Achtelfinale zwischen Deutschland und England

DEUTSCHLAND



DAS SAGT DIE CIA

357.022 km², also geringfügig kleiner als Montana.

DIE HYMNE

Text: Fallersleben; Musik: Haydn

„Einigkeit und Recht und Freiheit, für das deutsche Vaterland! Danach lasst uns alle streben, brüderlich mit Herz und Hand! Einigkeit und Recht und Freiheit sind des Glückes Unterpfand. Blüh im Glanze dieses Glückes, blühe, deutsches Vaterland!“

DIE HEIMAT

Einwohner: 82,283 Millionen
Lebenserwartung: 79,41 Jahre
Alphabetisierungsrate: 99 Prozent
Arbeitslosenrate: 7,3 Prozent
Mobiltelefone: 107,245 Millionen
Fernsehsender: 373
Größte Tageszeitung: Bild (Auflage: 3,01 Millionen)

DIE MANNSCHAFT

Spitzname: Schland
WM-Teilnahme: 17.
WM-Erfolge: Weltmeister 1954, 1974, 1990
Bester WM-Torschütze: Gerd Müller; 13 Tore in 14 Spielen bei den Endrunden 1970 und 1974
Bilanz gegen England, 31 Spiele: 10 Siege, 6 Unentschieden, 15 Niederlagen (37:66 Tore)
Fifa-Rangliste: Platz 6

DIE DROHUNG

Schiri, wir wissen, wo dein Auto steht!

VON HAUPTSTADT ZU SPIELSTADT

Berlin-Bloemfontein: 9160 Kilometer



Der berühmteste Treffer der Fußballgeschichte: Geoff Hurst (nicht im Bild) erzielt im WM-Finale 1966 via Latte das legendäre „Wembley-Tor“ zum 3:2 für England. Deutschlands Goalie Hans Tilkowski kann nur zuschauen. Mit 4:2 wird England zum ersten und bisher einzigen Mal Weltmeister. Foto: EPA

ENGLAND



DAS SAGT DIE CIA

130.395 km², also etwas größer als Mississippi.

DIE HYMNE

Text: vermutlich Henry Carey; Musik: nicht restlos geklärt, möglicherweise ebenfalls Henry Carey

„God save our gracious Queen; Long live our noble Queen; God save the Queen! Send her victorious; Happy and glorious; Long to reign over us; God save the Queen!“

DIE HEIMAT

Einwohner: 50,432 Millionen
Lebenserwartung: 79,16 Jahre
Alphabetisierungsrate: 99 Prozent
Arbeitslosenrate: 7,8 Prozent
Mobiltelefone: 65,561 Millionen
Fernsehsender: 940
Größte Tageszeitung: Sun (Auflage: 2,9 Millionen)

DIE MANNSCHAFT

Spitzname: Three Lions
WM-Teilnahme: 13.
WM-Erfolge: Weltmeister 1966
Bester WM-Torschütze: Gary Lineker; 10 Tore in 12 Spielen bei den Endrunden 1986 und 1990
Bilanz gegen Deutschland, 31 Spiele: 15 Siege, 6 Unentschieden, 10 Niederlagen (66:37 Tore)
Fifa-Rangliste: Platz 8

DIE DROHUNG

Ref, we know where your car is parked!

VON HAUPTSTADT ZU SPIELSTADT

London-Bloemfontein: 9300 Kilometer

Der Elferschmäh und die Hunnenangst

Das Achtelfinale zwischen Deutschland und England (Sonntag, 16) knistert. Die Energie dieser Partie speist sich aus der langen Geschichte, der englischen Elferphobie und der Einsicht des Gary Lineker.

Wolfgang Weisgram

Bloemfontein/Wien – Dass das eine Art vorgezogenes Finale sein könnte, was da am Sonntag in Bloemfontein über die Bühne gehen wird, davon spricht eh niemand. Am wenigsten die Trainer, Joachim Löw und Fabio Capello. Gleichwohl ist die Begegnung zwischen Deutschland und England von ziemlicher Brisanz. Alle, auch Löw und Capello, reden deshalb gerne von einem „Klassiker“, und der englische Boulevard hat endlich etwas Ordentliches zum Schlagzeilen, ohne auf die Eigenen hinhauen zu müssen.

Jetzt kann diesbezüglich wieder in die Vollen gegriffen werden. „Job done“, tat das etwa der *Daily Mirror*, „now For The Hun.“ Wer wissen wollte, wie das eventuell gemeint sein könnte, brauchte nur auf die Internetseite der *Sun* zu

schauen. „German Warfare“, wurde der Artikel überschrieben, in dem vom „old enemy“ die Rede ging. Und selbst die *Times* stellte fest: „England ist rachedurstig.“

Worauf der englische Frust fußt, ist schwer zu lokalisieren. Am differenziertesten ausgedrückt hat das wohl Gary Lineker. Zumindest wird ihm folgender Ausspruch zugeschrieben: „Football is a simple game: 22 men chase a ball for 90 minutes and at the end, the Germans win.“

Dass das Ballnachjagen nicht immer so – sondern zuweilen sogar umgekehrt – enden muss, zeigte anschaulich der 30. Juni 1966 und somit das Londoner WM-Finale. Geoff Hursts Tor zum 3:2 ist bis heute das „Wembley-Tor“, ein Lattenpendler, von dem auch 44 Jahre später nicht gesagt werden kann, ob er vor oder hinter der Torlinie gelandet ist. Dieses wohl

legendärste Duell zwischen England und Deutschland endete schließlich 4:2 und brachte den Erfindern des Fußballs den einzigen WM-Titel der Geschichte. Ein Umstand, der die Insulaner nicht nur deshalb magerlt, weil der dreimalige Weltmeister Deutschland diesmal ja die Devise „Holt den vierten Stern“ ausgegeben hat.

Das berühmte – in Deutschland: berühmte – Wembley-Tor fiel übrigens in der Verlängerung. Man braucht kein retrospektiver Prophet zu sein, um sagen zu können, dass das ein ziemliches Glück war für die Engländer. Schon zehn Jahre später wären in einer Verlängerung die englischen Nerven völlig blank gelegen. Denn zehn Jahre später gab es bereits das – horribile dictu: Elfmeterschießen.

Erfinder der Tragödie

Erfinden wurde diese ballesterische Entscheidungsfindung vom heute 94-jährigen deutschen Schiedsrichter Karl Wald, dem der bis dahin gültige Losentscheid zuwider war. Erstmals bei einem großen Turnier zum Einsatz kam das Elferschießen 1976.

Man erinnert sich noch gerne. 20. Juni, Belgrad, Finale zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei. 2:2 nach der Verlängerung. Uli Hoeneß vergibt den vierten Elfer, Antonín Panenka schupft den fünften Ball ins Tor.

Was als deutscher Albtraum begann, mutierte bald zum englischen. Dreimal schon verabschiedete sich England im Elferschießen von einer WM – 1990 gegen Deutschland (auch bei der Heim-EM 1996 gab es gegen die Deutschen das Elfer-Aus), 1998 gegen Argentinien und schließlich 2006 gegen Portugal.

Klar, dass so eine Geschichte ein wenig nachhängt, zumal den englischen Goalies nicht unbedingt das Schmeichelhafteste nachgesagt wird. Weshalb David James – nach dem Auftakt-Fehlgriff von Robert Green ist der 39-Jährige wieder der Einser – im

Hinblick auf diese Entscheidungsmöglichkeit ausruft: „Ich hoffe, dass wir das nicht erleben.“ Freilich habe man seit dem Viertelfinale 2006 dazugelernt: „Vor vier Jahren waren wir nicht gut genug über die Schützen informiert. Jetzt ist das anders. Wir wissen alles über die Deutschen.“

Die aber klarerweise auch alles über die Engländer. Und wer diesbezüglich gemein sein möchte, kann sagen, dass das deutsche 1:0 von Mesut Özil gegen Ghana ein Übungs-Fernschuss war. Auf diese Weise ließe sich dann nämlich schon testen, ob Mr. James seinen Beinamen „Calamity“ zu Recht trägt oder nicht.

Dem 21-jährigen Bremer Özil wird es wahrscheinlich auch ziemlich egal sein, dass der historische Rückblick – so peinlich er sich da und dort für die Engländer anfühlen mag – auch oder vor allem an den Deutschen kein gutes Haar lässt. In 31 Begegnungen gab es für Deutschland zehn Siege, sechs Remis und 15 Niederlagen. Das erste Spiel 1908 in Berlin endete mit 1:5. 100 Jahre später, bei der bislang letzten Begegnung

ebenfalls in Berlin, gab es ein englisches 2:1.

Der deutsche Teamchef Joachim Löw spricht jedenfalls mit großem Respekt von der sonntägigen Aufgabe: „Auch wenn England bisher nicht die allerbeste Form gezeigt hat, diese Mannschaft ist mit hervorragenden Spielern besetzt. Unsere Abwehr wird vor eine große Aufgabe gestellt.“ Zumal er den Einsatz von Bastian Schweinsteiger und Jerome Boateng als „fraglich“ ansieht.

Löws Kollege Fabio Capello will die 1:0-Slowenien-Erfahrung nach Bloemfontein mitnehmen: „Das war das England, das ich sehen wollte. Diese Leidenschaft, diesen Kampfgeist wollte ich haben.“ Die entsprechende Taktik hat er auch schon: „Sie dürfen Bier trinken vor dem Spiel – ihr könnt sie fragen.“

Fehlen aus englischer Sicht eigentlich für den Fall des unglücklichen Falles nur noch die Elferschützen. Auf dem Londoner Boulevard raunt man sie sich schon zu: Frank Lampard, Steven Gerrard, Gareth Barry, Wayne Rooney und James Milner.

Vorbereitung auf Deutsch: Miroslav Klose (li.) und Philipp Lahm dehnen, was das Zeug hält.

Foto: AP / Gero Breloer



Vorbereitung auf Englisch: Steven Gerrard (li.) und Wayne Rooney können bezeugen, dass sie dehnen.

Foto: AP
Bearbeitung: Friesenbichler



Die Träume handeln schon vom Halbfinale

Uruguay und Südkorea eröffnen Achtelfinal-Partien



Port Elizabeth – Der klare Sieg in der Vorrunden-Gruppe A, dazu noch kein einziges Tor kassiert – Uruguay, der zweimalige Weltmeister von 1930 und 1950, besinnt sich glorreicher Tage. „Kein Team in diesem Turnier ist für uns unerreichtbar“, sagte Coach Oscar Tabarez, „aber gegen keines haben wir eine Sieg-Garantie.“

Die Celeste eröffnet am Samstag (16) gegen Südkorea den Achtelfinal-Reigen, in den Köpfen der Spieler geht es aber schon um mehr als um den möglichen ersten Einzug in die Runde der letzten acht, der zuletzt vor vierzig Jahren geschafft wurde. „Natürlich fangen wir an zu träumen, aber man sollte nicht voreilig sein“, sagte Stürmer Luis Suárez von Ajax Amsterdam. „Vielleicht treffen wir noch auf Brasilien oder Argentinien. Aber vielleicht verlieren wir auch gegen ein Team, gegen welches wir die Niederlage am wenigsten erwarten. Das Schöne bei der WM ist, dass es keine Favoriten zu geben scheint.“

Südkoreas Erfolge liegen nicht so lange zurück, 2002 bei der Heim-WM wurde der aktuelle 47. der Fifa-Rangliste sensationeller Vierter. Gegen Uruguay, den diesbezüglich 16., fühlt sich Südkoreas Coach Huh Jung-moo nicht als Underdog. „Meine Spieler werden sich nicht mit dem bisher Erreichten zufriedengeben und noch mehr arbeiten, um wieder das Halbfinale zu erreichen.“ Sorgenfalten bereitet dem Trainer die Defensive, die in der Vorrunde sechs Treffer einstecken musste.

Erst einmal standen sich die Himmelblauen und die Asiaten bei einer WM gegenüber, 1990 gewann Uruguay in der Vorrunde durch ein Last-Minute-Tor von Daniel Fonseca 1:0. (krud, sid)



Die Symbolik der Bälle: Den ersten, also die Vorrunde, hat Diego Maradona hinter sich. Vor ihm liegt sicher das Achtelfinale, dem in der Theorie noch drei Runden folgen könnten. Foto: Reuters/Marcarian

Der Küsserkönig und der Zauber seiner Spieler

Am Sonntag (20.30) kicken Argentinien und Mexiko in der Soccer City um einen Platz im Viertelfinale. Die Albiceleste des zweifachen Weltmeisters ist im Duell mit El Tri klarer Favorit.



Johannesburg – Argentinien Teamchef Diego Maradona, unumstrittener WM-Küsterkönig, der dank seines genialen Stellungsspiels noch jeden erwischt hat, dem er einen Schmatz verpassen wollte, kündigt im Falle des WM-Triumphs Zurückhaltung an: „Ich werde der Letzte sein, der den WM-Pokal küssen wird, weil die Spieler ihn gewonnen haben. Ich habe ihn ja schon einmal geküsst.“ Der Weltmeister 1986 warnt freilich vor allzu großer Euphorie, der Weg sei noch weit. In

Argentinien wird Maradona, den sie vor der WM heftig kritisiert hatten, nun gelobt. Schließlich gestaltete die Albiceleste die Vorrunde souverän mit drei Siegen, und Maradona hatte bei seinen Einwechslungen eine gute Hand. Das Lob gibt er weiter: „Es gibt keinen Magier. Die Spieler haben den Zauber, und sie werden ihn bis zum letzten Ball bei dieser WM haben.“ Bayern-Verteidiger Martin Demichelis: „Nachdem wir die anderen Mannschaften gesehen haben, dürfen wir vom Titel träumen. Aber ein einziger Fehler kann das Aus bedeuten.“

Superstar Lionel Messi hatte am Donnerstag frei, er feierte seinen

23. Geburtstag, und wie es sich für eine argentinische Familie gehört, schmissen die Messis ein Grillfest. „Hoffentlich beschenkt er sich am Sonntag mit einem Tor“, sagt Demichelis, der im Gegensatz zu Messi in Südafrika schon getroffen hat.

Die Mexikaner sind Stammgäste im Achtelfinale seit der Heim-WM 1986, wo sie bis ins Viertelfinale kamen. Nur 1990 durften sie nicht mitwirken, da die Fifa den mexikanischen Verband 1988 für zwei Jahre gesperrt hatte, weil er bei den Olympischen Spielen in Seoul bezüglich des Alters der Spieler geschummelt hatte.

Vor vier Jahren in Deutschland scheiterte Mexiko im Achtelfinale mit einem 1:2 nach Verlängerung an Argentinien. „Jetzt haben wir die Chance, uns für die Schmach zu rehabilitieren“, sagt Guillermo Franco, der alltags für West Ham United stürmt. (bez, sid)

Stars and Stripes sehen Black Stars als Zwischenstation

USA gegen Ghana mit schlechten Erinnerungen



Rustenburg – Bis ins Semifinale kamen die USA bei der WM 1930. Eine Sensation, die 2010 wiederholt werden soll. Die Auslosung meint es diesbezüglich gut, im Viertelfinale ginge es gegen Uruguay oder Südkorea. Das bisher einzige Duell mit Ghana haben die Amerikaner aber noch schmerzlich in Erinnerung. Die Black Stars besiegelten 2006 und in Deutschland mit einem 2:1 deren Vorrunden-Aus. Bloße Revanche ist aber nicht das US-Begehren am Samstag (20:30) im Royal Bafokeng Stadion zu Rustenburg.

Landon Donovan, der die USA gegen Algerien ins Achtelfinale schoss, fordert, dass seine Mannschaft „diese große Chance nützt“. Er erinnert sich noch genau „an die große Enttäuschung“ des WM-Outs in Nürnberg. Teamchef Bob Bradley trat sein Amt erst wenige Wochen danach an. Der 52-Jährige warnt vor den Ghanaern, die er „technisch und athletisch stark“ erwartet.

Immerhin geht es im 50. Spiel der WM quasi gegen ganz Afrika, denn Ghana „vertritt diesen Kontinent“, gibt sich Kevin-Prince Boateng kämpferisch. Auch sein Teamchef Milovan Rajevac hofft auf die Unterstützung aller Afrikaner. „Wir haben immer gut gespielt und viele Chancen herausgearbeitet, leider hatten wir dann im Abschluss Pech“, sieht der Serbe aber Schwächen in der Offensive, die zu verbessern sei.

Ghana ist das letzte afrikanische Team im Bewerb und will die historischen Erfolge Kameruns und des Senegal wiederholen. Die Lions Indomptables sind 1990, die Senegalesen 2002 bis ins Viertelfinale vorgedrungen. Dafür „werden wir alles geben“, verspricht Asamoah Gyan. (APA, mio)

WM-ZAHLEN

GRUPPE A						
Uruguay	3	2	1	0	4:0	7
Mexiko	3	1	1	1	3:2	4
Südafrika	3	1	1	1	3:5	4
Frankreich	3	0	1	2	1:4	1
Südafrika – Mexiko 1:1 (0:0)						
Uruguay – Frankreich 0:0						
Südafrika – Uruguay 0:3 (0:1)						
Frankreich – Mexiko 0:2 (0:0)						
Frankreich – Südafrika 1:2 (0:2)						
Mexiko – Uruguay 0:1 (0:1)						
GRUPPE B						
Argentinien	3	3	0	0	7:1	9
Südkorea	3	1	1	1	5:6	4
Griechenland	3	1	0	2	2:5	3
Nigeria	3	0	1	2	3:5	1
Südkorea – Griechenland 2:0 (1:0)						
Argentinien – Nigeria 1:0 (1:0)						
Argentinien – Südkorea 4:1 (2:1)						
Griechenland – Nigeria 2:1 (1:1)						
Nigeria – Südkorea 2:2 (1:1)						
Griechenland – Argentinien 0:2 (0:0)						
GRUPPE C						
USA	3	1	2	0	4:3	5
England	3	1	2	0	2:1	5
Slowenien	3	1	1	1	3:3	4
Algerien	3	0	1	2	0:2	1
England – USA 1:1 (1:1)						
Algerien – Slowenien 0:1 (0:0)						
England – Algerien 0:0						
Slowenien – USA 2:2 (2:0)						
Slowenien – England 0:1						
USA – Algerien 1:0 (0:0)						
GRUPPE D						
Deutschland	3	2	0	1	5:1	6
Ghana	3	1	1	1	2:2	4
Australien	3	1	1	1	3:6	4
Serbien	3	1	0	2	2:3	3
Deutschland – Australien 4:0 (2:0)						
Serbien – Ghana 0:1 (0:0)						
Deutschland – Serbien 0:1 (0:1)						
Ghana – Australien 1:1 (1:1)						
Ghana – Deutschland 0:1 (0:0)						
Australien – Serbien 2:1 (0:0)						

GRUPPE E						
Niederlande	3	3	0	0	5:1	9
Japan	3	2	0	1	4:2	6
Dänemark	3	1	0	2	3:6	3
Kamerun	3	0	0	3	2:5	0
Niederlande – Dänemark 2:0 (0:0)						
Japan – Kamerun 1:0 (1:0)						
Niederlande – Japan 1:0 (0:0)						
Kamerun – Dänemark 1:2 (1:1)						
Kamerun – Niederlande 1:2 (0:1)						
Dänemark – Japan 1:3 (0:2)						
GRUPPE F						
Paraguay	3	1	2	0	3:1	5
Slowakei	3	1	1	1	4:5	4
Neuseeland	3	0	3	0	2:2	3
Italien	3	0	2	1	4:5	2
Italien – Paraguay 1:1 (0:1)						
Neuseeland – Slowakei 1:1 (0:0)						
Slowakei – Paraguay 0:2 (0:1)						
Italien – Neuseeland 1:1 (1:1)						
Paraguay – Neuseeland 0:0						
Slowakei – Italien 3:2 (1:0)						
GRUPPE G						
FREITAG						
Portugal – Brasilien 0:0						
Durban, Moses Mabhida Stadion, 62.000 Zuschauer, SR Archundia (MEX) – Gelbe Karten: Duda, Tiago, Pepe, Coentrao; Luis Fabiano, Juan, Felipe Melo						
PORTUGAL: Eduardo; Ricardo Costa, Ricardo Carvalho, Bruno Alves, Coentrao; Danny, Tiago, Pepe (64. Pedro Mendes), Raul Meireles (84. Miguel Veloso), Duda (54. Simao); C. Ronaldo						
BRASIL: Julio Cesar; Maicon, Lucio, Juan, Michel Bastos; Gilberto Silva, Felipe Melo (44. Josue); Dani Alves, Julio Baptista (82. Ramires), Nilmar; Luis Fabiano (85. Grafite)						
Nordkorea – Elfenbeinküste 0:3 (0:2)						
Nelspruit, Mbombela Stadion, 30.000, SR Undiano (ESP) – Tore: Y. Toure (14.), Romaric (20.), Kalou (82.) – Gelbe Karten: keine						
NORDKOREA: Ri Myong-guk; Cha Jong-hyok, Pak Chol-jin, Ri Jun-il, Ri Kwang-chon, Ji Yun-nam; An Yong-hak, Pak Nam-chol, Mun In-guk (67. Choe Kum-chol); Hong Yong-jo; Jong Tae-se						

ELFENBEINKÜSTE						
Barry; Boka, K. Toure, Zokora, Eboue; Romaric (79. Doumbia), Y. Toure, Tiote; Gervinho (64. Dindane), Drogba, Keita (64. Kalou)	3	2	1	0	5:2	7
Brasilien	3	1	2	0	7:0	5
Portugal	3	1	1	1	4:3	4
Elfenbeinküste	3	0	0	3	1:12	0
Nordkorea	3	1	0	3	1:12	0
Brasilien – Elfenbeinküste 3:1 (1:0)						
Elfenbeinküste – Portugal 0:0						
Brasilien – Nordkorea 2:1 (0:0)						
Portugal – Nordkorea 7:0 (1:0)						
GRUPPE H						
FREITAG						
Chile – Spanien 1:2 (0:2)						
Pretoria, Loftus Versfeld Stadion, 41.958 Zuschauer, SR Rodriguez (MEX) – Tore: Millar (47.); Villa (24.), Iniesta (37.) – Gelb-Rote Karte: Estrada (37./wiederholtes Foulspiel); Gelbe Karten: Medel, Ponce (beide im Achtelfinale gesperrt) bzw. keine						
CHILE: Bravo; Medel, Ponce, Jara; Isla, Estrada, Vidaj; Sanchez (65. Orellana), M. Gonzalez (46. Millari), Beausejour; Valdivia (46. Paredes)						
SPANIEN: Casillas; Ramos, Puyol, Pique, Caldevia; Xabi Alonso (73. J. Martinez), Busquets; Iniesta, Xavi, Villa; Torres (55. Fabregas)						
Schweiz – Honduras 0:0						
Bloemfontein, Free-State-Stadion, 28.000 Zuschauer, SR Baldassi (ARG) – Gelbe Karten: Gelson Fernandes; Thomas, Suazo, Chavez, W. Palacios						
SCHWEIZ: Benaglio; Lichtsteiner, Grichting, Von Bergen, Ziegler; Barnetta, Inler, Huggel (78. Shaqiri), Gelson Fernandes (46. Yakin); Derdiyok; Nkufo (69. Frei)						
HONDURAS: Valladares; Sabillon, Chavez, Bernardez, Figueroa; Alvarez, W. Palacios, Thomas, Nunez (67. Martinez); J. Palacios (78. Welcome), Suazo (87. Turcios)						
Spanien	3	2	0	1	4:2	6
Chile	3	2	0	1	3:2	6
Schweiz	3	1	1	1	1:1	4
Honduras	3	0	1	2	0:3	1
Honduras – Chile 0:1						
Spanien – Schweiz 0:1						
Chile – Schweiz 1:0						
Spanien – Honduras 2:0						

ACHTELFINALE					
SAMSTAG					
Uruguay – Südkorea					
Pretoria, Loftus-Versfeld-Stadion, 16 (live ORF 1 und derStandard.at/Gast: Roman Horak, Kunst-, Kultur- und Fußballsoziologie), SR Stark (GER)					
URUGUAY: 1 Muslera; 16 M. Pereira, 2 Lugano, 3 Godin, 4 Fucile; 15 Perez, 17 Arevalo, 11 A. Pereira/20 A. Fernandez; 7 Cavani, 9 Suarez, 10 Forlan					
SÜDKOREA: 18 Jung Sung-ryong; 22 Cha Du-ri, 12 Lee Young-pyo, 4 Cho Yong-hyung, 14 Lee Jung-soo; 7 Park Ji-sung, 8 Kim Jung-woo, 16 Ki Sung-yong, 17 Lee Chung-yong; 10 Park Chu-young, 20 Lee Dong-guk					
USA – Ghana					
Royal-Bafokeng-Stadion, Rustenburg, 20.30 (live ORF 1 und derStandard.at), SR Kassai (HUN)					
USA: 1 Howard; 6 Cherundolo, 15 DeMerit, 5 Onyewu, 3 Bocanegra; 10 Donovan, 4 Bradley, 19 Edu, 8 Dempsey; 17 Altidore, 20 Findley					
Ghana: 22 Kingson; 4 Pansil, 5 John Mensah, 19 Addy, 2 Sarpei; 6 Annan, 18 Adayiah, 13 A. Ayew, 23 K.P. Boateng; 3 Gyan, 12 Tagoe					
SONNTAG					
Deutschland – England					
Bloemfontein, Free-State-Stadion, 16 (live ORF 1 und derStandard.at), SR Larrionda (URU)					
Deutschland: 1 Neuer; 16 Lahm, 17 Mertesacker, 3 Friedrich, 20 J. Boateng; 6 Khedira, 7 Schweinsteiger; 20 Müller, 8 Ozil, 10 Podolski; 11 Klose					
ENGLAND: 1 James; 2 Johnson, 18 Carragher, 6 Terry, 3 A. Cole; 16 Milner, 8 Lampard, 14 Barry, 4 Gerrard; 19 Defoe, 10 Rooney					
Argentinien – Mexiko					
Johannesburg Soccer-City-Stadion, 20.30 (live ORF 1 und derStandard.at/Gast: Günther Paal alias Gunki, Kabarettist), SR Rosetti (ITA)					
ARGENTINIEN: 22 Romero; 17 Gutierrez, 2 Demichelis, 13 Samuel/4 Burdisso, 6 Heinze; 8 Veron, 14 Mascherano, 7 Di Maria; 10 Messi; 9 Higuain, 11 Tevez					
MEXIKO: 1 Perez; 5 Osorio, 2 F. Rodriguez, 15 Moreno; 3 Salcido; 6 Torrado, 4 Marquez, 18 Guardado; 17 Dos Santos, 9 Franco, 11 Vela					
Niederlande – Slowakei (5)					
Montag, 28. 6., Durban 16					
Brasilien – Chile (6)					
Montag, 28. 6., Johannesburg, 20.30					

Paraguay – Japan (7)					
Dienstag, 29. 6., Pretoria, 16					
Spanien – Portugal (8)					
Dienstag, 29. 6., Kapstadt, 20.30					
TORSCHÜTZENLISTE					
3: Higuain (ARG), Vittek (SVK), Villa (ESP)					
2: Elano, Fabiano (beide BRA), Forlan (URU), Donovan (USA), Gyan (GHA), Lee Jung-soo (KOR), Tiago (POR), Kalu Uche (NIG), Holman (AUS), Honda (JPN), Eto'o (CMR)					
PLATZVERWEISE					
Rote Karten (6): Cahill, Kewell (beide AUS), Gourcuff (FRA), Kaita (NIG), Behrami (SUI), Khune (RSA)					
Gelb-Rot (7): Ghezzal, Yahia (beide ALG), Kaká (BRA), Klose (GER), Lukovic (SRB), Lodeiro (URU), Estrada (CHI)					
VIERTELFINALE					
Niederlande/Slowakei – Brasilien/Chile (I)					
Freitag, 2. 7., Port Elizabeth, 16					
Uruguay/Südkorea – USA/Ghana (II)					
Freitag, 2. 7., Johannesburg, 20.30					
Deutschland/England – Argentinien/Mexiko (III)					
Samstag, 3. 7., Kapstadt, 16					
Paraguay/Japan – Spanien/Portugal (IV)					
Samstag, 3. 7., Johannesburg, 20.30					
HALBFINALE					
Sieger Viertelfinale II – Sieger Viertelfinale I					
Dienstag, 6. 7., Kapstadt, 20.30					
Sieger Viertelfinale III – Sieger Viertelfinale IV					
Mittwoch 7. 7., Durban, 20.30					
SPIEL UM PLATZ 3					
Samstag, 10. 7., Port Elizabeth, 20.30					
FINALE					
Sonntag, 11. 7., Johannesburg, 20.30					

Und jetzt bekommt es Spanien mit Ronaldo zu tun

 CHILE	1
 SPANIEN	2

Pretoria – Der Europameister stand unter Siegzwang, zog also gleich sein Tiqui Taca auf im von Beginn an rasanten Duell mit den Chilenen, die trotz der beiden Siege gegen Honduras und die Schweiz bis zum Ende um den Aufstieg ins Achtelfinale bangen mussten.

Die Spanier hatten zunächst die besseren Szenen. Fernando Torres stand in den ersten Minuten gleich zweimal im Mittelpunkt. Erst köpft der Stürmer vom FC Liverpool nach einem Freistoß von Xavi über das Tor (4.), eine Minute später konnte Gonzalo Jara, der ebenfalls in England, beim Aufsteiger West Bromwich arbeitet, gerade noch vor dem Madrider klären.

Aber es dauerte nicht lange, ehe die Chilenen die Worte ihres argentinischen Trainers Marcelo Bielsa („Mein Standpunkt ist, dass man den Gegner beschäftigen muss“) in Taten umsetzten. In der 10. Minute legte Mark Gonzalez, der sein Geld bei ZSKA Moskau verdient, für Jean Beausejour auf, doch der Mexiko-Legionär vergab. Zwei Minuten später hielt Spaniens Kapitän und Goalie Iker Casillas einen Weitschuss von Marco Estrada.

Die Chilenen, Zweite in der südamerikanischen WM-Qualifikation hinter Brasilien, antworteten mutig. In der 34. Minute legte Beausejour ein Solo hin, verfehlte jedoch das spanische Tor knapp.

Wenig später fiel die Vorentscheidung quasi doppelt. 37. Minute: Torres zu Iniesta, Iniesta zu Villa, Villa zu Iniesta, der den Jabulani vom Sechzehner überlegt und zielsicher ins Eck befördert – 2:0. Unmittelbar davor kreuzten

sich die Wege von Estrada und Torres. Der Chilene stieg dem Spanier offenbar unabsichtlich auf die Ferse, dieser fiel, und der mexikanische Schiedsrichter Marco Rodriguez, der zunächst jenen Vorteil gab, den Iniesta nutzte, zeigte dem vorbelasteten Chilenen Gelb-Rot.

Zehn Chilenen kämpften wacker weiter, und kurz nach der Pause verkürzte Rodrigo Millar mit einem Weitschuss auf 1:2 (47.). Casillas war machtlos, denn der Ball wurde abgefälscht. Spaniens Teamchef Vicente del

Gruppe H: Spanien schafft nach dem Fehlstart doch noch den Gruppensieg und trifft im Achtelfinale auf Portugal. Die wackeren Chilenen profitieren vom Unvermögen der Schweiz und spielen nun gegen Brasilien.



 SCHWEIZ	0
 HONDURAS	0

Bloemfontein – „Wir haben uns das Achtelfinale als großes Ziel gesetzt, jetzt können wir es in diesem Spiel erreichen. Das ist wie ein Halbfinale in der Champions League“, sagte Ottmar Hitzfeld, der Coach der Schweizer, vor dem Spiel gegen die noch punktlosen Honduraner, wohlwissend, dass er mit Borussia Dortmund und Bayern München schon die Königsklasse gewonnen hat.

Ein Sieg im Free-State-Stadion zu Bloemfontein mit zwei Toren Differenz würde die Nati, wie vor vier Jahren in Deutschland, definitiv ins Achtelfinale bringen, egal wie das Parallelspiel in Gruppe H zwischen Chile und Spanien auch ausgehen würde.

Dennoch ließ Hitzfeld sein Team, das vor dem 0:1 gegen Chile mit 559 Minuten ohne Gegentor einen WM-Rekord aufgestellt hatte, zunächst weiterhin

netta von Bayer Leverkusen flankt in den Strafraum auf seinen quasi doppelten Mannschaftskollegen Eren Derdiyok, doch sein Flugkopfball geht knapp über das Gehäuse von Honduras-Goalie Noel Valladares.

Als würden sie auf Schützenhilfe von Chile warten, schraubten die Schweizer Offensiv-Ambitionen weiter zurück. Als die Kunde von Spaniens Führung nach Bloemfontein hinüberdrang, und als Andres Iniesta gar auf 2:0 erhöhte, geschah – genau gar nichts. Und kam man einmal vors Tor Honduras, vergab Nkufo im Strafraum zweimal mehr als stümperhaft (38., 43.).

Honduras kam auf

In der Pause wurde zwar gewechselt (Spielmacher Hakan Yakin für Gelson Fernandes), wie ausgewechselt agierten die Schweizer aber nicht. Stattdessen kamen die Zentralamerikaner auf. David Suazo nach Flanke von Edgar Alvarez setzte den Ball nur um Zentimeter am Tor von Diego Benaglio vorbei – die bisher größte Chance des Spiels (53.).

In der 69. Minute kam Frei für den enttäuschenden Nkufo. Für die hochkarätigen Möglichkeiten sorgte aber weiterhin der Gegner, einen Schuss von Alvarez konnte Benaglio mit seiner linken Hand



Interview Ohne Dogmen geht es viel besser: der Psychiater und Neurowissenschaftler Manfred Spitzer über die Misere der Bildung. **S. A 3**

Architektur Die Schattenseiten von Public Private Partnerships: ein preisgekrönter Schulbau des kroatischen Büros Studio Up. **S. A 4**

Kunstmarkt Impressionist Sales in London – Millionen für Antiken in einer Grazer Sammlung. **S. A 5**

Reise In den französischen Cevennen sagen sich Hund und Esel in alten Gutshäusern Gute Nacht. **S. A 6**

Spiele Magnus Carlsen stellt ein Bein: eine ballesterische Einführung ins Königsgambit. **S. A 8**

Bücher Die Innenseite des Mantels: Christa Wolfs autobiografischer Roman „Stadt der Engel“. **S. A 10**

Schule „Dann und wann mussten wir scheiteln“: Josef Winkler über Schulerlebnisse in seiner und der nachfolgenden Generation. **S. A 11**

Ein Mensch im Bild Peter Henisch über die eiserne Lady des österreichischen Fremdenrechts, Maria Fekter. **S. A 12**



Wo soll der Bub zur Schule gehen? Diese Frage quält viele Eltern – und viele wissen keine befriedigende Antwort darauf.

Foto: Corbis

Die beste Schule der Welt

Vorschule in Frankreich, Volksschule in Japan, Mittelschule in Finnland? Ein „Best of“ eines internationalen Vergleichs gibt Auskunft, was heute ein gutes Schulsystem ausmacht.
Von Karl Heinz Gruber

Bei einem Abendessen mit Freunden, die wissen, dass ich mich seit Jahrzehnten mit ausländischen Schulsystemen beschäftige, und auch wissen, dass ich seit einigen Monaten Großvater eines allerliebsten kleinen Bubens namens Luis bin, stellte man mir zu fortgeschrittener Stunde die Frage: „Einmal abgesehen von der Unmöglichkeit der Realisierung: Für den kleinen Luis würdest du doch sicher das beste Schulsystem der Welt aussuchen. Wo sollte er zur Schule gehen?“ Um ein bisschen Zeit zu gewinnen, erzählte ich eine Begebenheit, die ich vor Jahren anlässlich einer OECD-Konferenz erlebt hatte. Als der schwedische Delegierte – nicht ganz im Ernst – erklärte, es sei die Absicht seiner Regierung, das schwedi-

sche Schulsystem zum besten der Welt zu machen, entgegnete sein norwegischer Kollege verschmitzt, in Norwegen sei man bescheidener: Man wolle bloß, dass das norwegische Schulsystem besser sei als das schwedische. Es wurde gelacht.

Ich fügte hinzu, dass nunmehr weder die Schweden noch die Norweger zum Scherzen aufgelegt sind, seit ihr skandinavischer Nachbar Finnland bei Pisa, dem internationalen Schul Leistungsvergleich der OECD, dreimal hintereinander den Spitzenplatz erreicht hat. Bei der Erwähnung von Pisa hörte sich für die Tischrunde der Spaß auf. Alle Anwesenden wurden schlagartig Bildungsexperten, die sich in ein Pro-Pisa-Lager (das Output schulischen Lernens gehört objektiv gemessen) und ein Contra-Pisa-Lager (Bildung ist wie Blut „ein besonderer Saft“ und entzieht sich jeglicher Quantifizierung) gruppierten; man geriet sich ordentlich in die Haare, einigte sich aber schließlich ermüdet darauf, dass das österreichische Schulsystem sicher, wahrscheinlich, vielleicht oder hoffentlich besser ist als die Pisa-Resultate signalisieren. Im

Eifer des verbalen Gefechts war die Frage nach der Weltklasse-Schulkarriere des kleinen Luis untergegangen.

Der Diskurs über die Qualität von Schulen und Schulsystemen hat sich in den vergangenen 20 Jahren nachhaltig verändert. Die „implizite“ Definition einer guten Schule war lange Zeit eine Schule mit einem „guten Ruf“, die von Kindern aus „gutem Hause“ besucht wurde. Im Grundschulbereich war das in Österreich in der Regel eine Schule an einem Standort mit einem von der Mittel- und Oberschicht bewohnten Einzugsgebiet

(nicht selten eine katholische Privatschule), im Sekundarschulbereich so gut wie immer ein Gymnasium bzw. eine AHS. Die Schulforschung und das erhöhte Qualitätsbewusstsein der Eltern haben diese Selbstverständlichkeit weitgehend außer Kraft gesetzt.

Als „gut“ gilt eine Schule heutzutage, wenn ein engagiertes Lehrerteam unter einer Leitung, die „leadership“ ausstrahlt, für ein freundliches Schulklima sorgt, wenn den Kindern glaubwürdig und konsequent vermittelt wird, dass ihre Lernfortschritte ernst ge-

nommen werden, wenn für individuelle Schwächen und für außerordentliche Begabungen professionelle Förderung eingesetzt wird, und wenn ein reichhaltiger, kreativer, zielstrebigem Unterricht es den Schülern ermöglicht, in einer von Fairness und gegenseitigem Respekt geprägten Atmosphäre ihre Ich-, Sozial- und Sachkompetenz zu entwickeln. In allen Schulsystemen gibt es solche Schulen, allerdings: In manchen Schulsystemen haben alle Schulen die Chance, gute Schulen zu sein oder zu werden, in anderen Schulsystemen wird die höhere Qualität einzelner Schulen mit der minderen Qualität der Mehrheit der Schulen erkaufte.

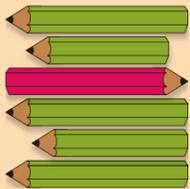
Nach welchen Kriterien soll man die Qualität nicht einzelner Institutionen, sondern ganzer nationaler Schulsysteme beurteilen? Meine persönlichen Gütekriterien stimmen überein mit jenen des Center for Educational Research and Innovation (CERI) der OECD in Paris, des mächtigsten erziehungswissenschaftlichen Thinktanks der Welt, das seit 40 Jahren die Bildungs-

politik der OECD-Mitgliedsländer und Fallstudien von „best practice“ aus deren Schulsysteme dokumentiert und analysiert.

1. Gerechtigkeit und Fairness: Schulsysteme demokratischer Gesellschaften haben sicherzustellen, dass alle Kinder nicht bloß formal, sondern de facto Chancengleichheit haben. Die Struktur des Schulsystems darf insbesondere Kinder aus bildungsfernen Familien nicht durch frühzeitige Selektion, die zu sozialer Segregation führt, um ihre „opportunity to learn“ prellen. Die einzige diesem Kriterium entsprechende schulische Organisationsform ist eine in sich differenzierte Gesamtschule bis zum Ende der Schulpflicht.

2. Governance: Wer was auf welcher Ebene des Schulsystems mit welcher Kompetenz zu entscheiden hat, darf nicht auf der Fortschreibung von obsoleten Formen der Machtverteilung beruhen, sondern erfordert eine wohlüberlegte Balance von Bildungspolitik auf Länderebene und professioneller Autonomie

▷ Fortsetzung auf Seite A 2



▷ Fortsetzung von Seite A 1 auf kommunaler und einzelschulischer Ebene.

3. Selbstbestimmung und soziale Kohäsion: Das Schulsystem hat allen Kindern und Eltern glaubwürdig die Einsicht zu vermitteln, dass Bildung ein kostbares Gut ist und dass die Teilhabe daran persönliche, berufliche und staatsbürgerliche Chancen eröffnet und bei frühzeitigem Ausstieg die Gefahr der sozialen (Selbst-)Ausgrenzung droht.

4. „Inclusion“ und Begabungsförderung: Das Regelschulwesen hat sich für die gesamte Bandbreite des Begabungsspektrum verantwortlich zu fühlen. Sonderschulen sollen nur von Kindern besucht werden, die eine besondere schulische Umwelt benötigen; ebenso haben alle Regelschulen durch „enrichment“ für besonders Begabte und Motivierte dafür zu sorgen, dass es keine „Sonderschulen für Schwerstbegabte“ braucht.

5. Effizienz und Effektivität: Bildung ist nicht nur kostbar, sondern auch kostspielig und, weil mit knappen öffentlichen Mitteln finanziert, nicht erhaben über die betriebswirtschaftliche Kosten-Nutzen-Rechnung des Einsatzes und der Wirksamkeit von Unterrichtsformen und Lehrpersonal. Das Setzen von Performance-Standards sowie die Vergewisserung, ob Schulsysteme diese Ziele tatsächlich erreichen, erfordert Sensibilität und Sorgfalt hinsichtlich etwaiger Nebenwirkungen, ist jedoch unabdingbar.

Als vergleichender Erziehungswissenschaftler erforsche ich seit Jahrzehnten, wie Schulen und Schulsysteme in anderen Ländern und Kulturen funktionieren, und zwar nicht bloß als akademischer Schreibtischtäter, der Dokumente, Studien und Statistiken („Schule aus zweiter Hand“) analysiert und interpretiert, sondern als Feldforscher, authentisch und „vor Ort“. Ich habe als „fly-on-the-wall“-Beobachter Tage und manchmal Wochen – insgesamt fünf Jahre – in höchst unterschiedlichen Schulen verbracht: in idyllischen Grundschulen in den englischen Cotswolds; in universitären Übungsschulen in Kioto; in riesigen Highschools im amerikanischen Mittelwesten; in altherwürdigen Pariser Écoles maternelles; in ganz normalen schwedi-

schen Gesamtschulen. Ich habe englische Schulinspektoren auf ihren Inspektionstouren „beschattet“, ich habe mit schwedischen Schulleitern über ihre Ausbildung diskutiert und an heißen Augustsonntagen an japanischer Lehrerfortbildung teilgenommen (zugegeben, ich konnte mit meinen 250 Wörtern „Überlebens-Japanisch“ bloß „ethnografische“ Beobachtungen anstellen). Das durchgehende Leitmotiv meiner professionellen Erkundungen und des darauf beruhenden Vergleichs von Schulsystemen war die Frage: Wo gelingt schulisches Lernen erfolgreicher, befriedigender, besser und – ja, warum nicht – glücklicher?

Ich sehe mich außerstande, einem bestimmten Schulsystem das Prädikat „bestes der Welt“ zu verleihen, aber mehrere Schulsysteme verfügen über Praktiken und Einrichtungen, die es verdienen, unter dem Aspekt studiert zu werden, was man davon für das Schulsystem des eigenen Landes lernen kann.

Voilà, hier ist das Patchwork von „best practice“, das ich für meine Enkel Luis gebastelt habe. Ein „Best of“ des internationalen Schulvergleichs

Vorschule: Im Alter von drei Jahren geht's mit dem kleinen Luis ab in eine französische École maternelle. In Anerkennung der fundamentalen Wichtigkeit des Lernens in der frühen Kindheit übernimmt der französische Staat die Verantwortung und die Finanzierung der Vorschulerziehung. Jedes französische Kind hat ab dem dritten Lebensjahr einen Rechtsanspruch auf Vollzeitvorschule; seit Jahrzehnten besuchen so gut wie 100 Prozent aller Kinder die École maternelle, auch die Kinder nichtberufstätiger Mütter.

Das Vorschulwesen untersteht dem Bildungsministerium; es gibt seit mehr als 100 Jahren einen nationalen Vorschullehrplan, und der Großteil der französischen Vorschullehrerinnen hat eine dreijährige universitäre, durch 18 Monate vorschulpädagogisches Fachstudium ergänzte Ausbildung. An der École maternelle wird kindliches Lernen ernst genommen, vielleicht ein bisschen zu ernst, wie das große internationale OECD-Vorschulprojekt „Starting Strong“ vermerkt; es würde

der École maternelle (wörtlich übersetzt die „mütterliche Schule“) guttun, das „Mütterliche“ etwas stärker und das „Schulische“ etwas weniger zu betonen.

Eingangsstufe: Für den Übertritt in das Schulwesen könnte Luis nichts Besseres passieren, als in eine englische Infant School für Fünf- bis Siebenjährige aufgenommen zu werden. Sie sind kindzentriert, informell, offen – mit einem Wort „entschult“. Nicht die Kinder müssen sich einem synchronisierten, lehrergeteuerten Unterricht anpassen, sondern das Lerngeschehen wird von der Vielfalt der kindlichen Bedürfnisse bestimmt. Das wird durch eine einfallsreiche Schularchitektur erleichtert; die Grundeinheiten sind nicht geschlossene Klassen, sondern offene, flexible Lernlandschaften mit Zonen für das Arbeiten in Kleingruppen. „Learning by doing, learning by expression and learning by interaction“: Englische Grundschullehrerinnen verstehen sich nicht als Wissensvermittlerinnen, sondern als „facilitators“, als Lernregisseurinnen, die lerntüchtige Situationen inszenieren, den individuellen Lernfortschritt der Kinder moderieren und dort eingreifen, wo die kindliche Selbststeuerung nicht ausreicht oder außerschulisch bedingte Lerndefizite bestehen.

Grundschule: Disziplin und Ernsthaftigkeit des Lernens sollte Luis einige Jahre an einer japanischen Grundschule erfahren. Während japanische höhere Schulen wegen der Highschool- und Universitäts-Aufnahmsprüfungen von einer unerbittlichen Leistungsobsession gekennzeichnet sind, sind die Grundschulen pädagogisch ansprechende Einrichtungen. Japanische Lehrer betrachten sich persönlich verantwortlich und unternehmen außerordentliche Anstrengungen, dass alle Kinder die Lernziele erreichen.

Insbesondere in Mathematik stimulieren sie die Kinder zu vielfältigen kreativen Lösungen. Sozialerziehung wird ernst genommen und effektiv umgesetzt. So ist etwa jede Klasse in mehrere „han“ gegliedert; das sind Gruppen von fünf, sechs Kindern, die hinsichtlich Disziplin und Lernfortschritt füreinander verantwortlich sind, einander helfen und gemeinsam

Klassenordner- und andere Aufgaben erledigen. Nicht die Schulleitende reinigen japanische Schulen, sondern die Schüler – als Teil der „moralischen Erziehung“. Alle japanischen Kinder erlernen ein Musikinstrument, mehr als die Hälfte auch ein zweites. Was die Gender-Erziehung betrifft, gibt es an japanischen Schulen allerdings eine irritierende Praxis: Die Turnbeutel, Rucksäckchen, Handarbeitskoffer, Springschnüre und schulischen Zahnbürsten von Buben sind blau, die von Mädchen rot oder rosa ...

» Schwedische Lehrer sind keine „weisungsgebundenen“ Beamten mehr, sondern verstehen sich als Fachleute für die Umsetzung eines schlanken Rahmenlehrplans. «

Mittelstufe: Bis vor wenigen Jahren hätte es für Luis auf der „Sekundarstufe I“ ohne Wenn und Aber nur die „Mutter aller Gesamtschulen“, die schwedische Grundskola, gegeben. Schweden war das erste europäische Land, das 1962 sein Schulsystem nach jahrzehntelanger Grundlagenforschung zur Begabungsentwicklung und zur Ungleichheit der Bildungschancen in ein Gesamtschulsystem umgewandelt hat. Bis zum Ende der neunjährigen Schulpflicht wird nicht mehr selektiert, sondern durch die Wahl unterschiedlicher Kurse und Fächer differenziert und individualisiert. Die Gesamtschulreform hat die Benachteiligung bzw. Unterrepräsentanz der Landkinder (und Schweden hat viel „Land“) weitestgehend beseitigt. Die Schulverwaltung wurde entbürokratisiert, dezentralisiert und auf die Ebene der Kommunen und der einzelnen Schulen verlagert.

Schwedische Lehrer sind keine „weisungsgebundenen“ Beamten mehr, sondern verstehen sich als Fachleute für die Umsetzung eines schlanken Rahmenlehrplans in schülerorientiertem Unterricht. Detail am Rande: In Schweden wird Englisch nicht mehr unter den Fremdsprachen, sondern unter den Kernfächern angeführt.

Die konservativen Regierungen der letzten Jahre haben allerdings eine Entwicklung zugelassen, die zu einer Erosion der Gesamtschule führt: die Errichtung öffentlich finanzierter sogenannter „Freier Schulen“. Wie Evaluierungen dieser Neugründungen zeigen, werden sie eher von ambitionierten, „bildungsnahen“ Eltern angestrebt und begünstigen eben jene soziale Segregation, die man mit der Ersetzung des gymnasialen Schulsystems durch die Gesamtschule beseitigen wollte.

Finnland hat sein Schulsystem nicht nur nach schwedischem Vorbild reformiert, sondern darüber hinaus eine hervorragende Lehrerbildung etabliert. Der Lehrberuf ist in Finnland so attraktiv, dass man es sich leisten kann, nur das ambitionierteste Zehntel der Bewerber zuzulassen. Ein Gesamtschulsystem mit guten Lehrern an gut ausgestatteten Schulen sind günstige Voraussetzungen für hohen Schülerfolg à la Pisa. Ab mit Luis nach Finnland?

Oberstufe: Wie im Falle der schwedischen Mittelstufe gab es bis vor kurzem für jemanden, der im Bereich der Oberstufe Wert auf eine ausgewogene Lehrplan-Balance zwischen allgemeinbildender Pflicht und individuell gewählter Profilierung legt, eine höchst attraktive Option: die reformierte deutsche Oberstufe. Ihre einfache wie pädagogisch geniale Innovation war die Möglichkeit für die Schüler, selbst zu entscheiden, welche Fächer sie als weniger anspruchsvollen Grundkurs im Ausmaß von zwei Drittel der Wochenstunden und welche sie als studienorientierten Leistungskurs mit fünf Sechstel der Wochenstunden absolvieren wollten.

Die mit der Kurswahl verbundene Selbstvergewisserung, in wel-

chen Bereichen man Begabungen hat, und die Entscheidung für einen studien- bzw. berufswahlrelevanten Schwerpunkt erwies sich für die persönliche Reifung wertvoll und setzte Motivation frei, die in den Leistungskursen zu einem ernsthaften Arbeiten führte. Gleichsam als „Nebeneffekt“ konnte man damit an allen Schulen Hochbegabtenförderung betreiben.

Eine 2006 begonnene Gegenreform – das Grund- und Leistungskursystem wurde durch ein höheres Maß an verpflichtenden Kernfächern ersetzt – beendete diese Form der Differenzierung und Individualisierung. Begründet wurde dies einerseits mit Klagen von Hochschullehrern über unzureichende Allgemeinbildung der Studienanfänger, andererseits mit den hohen Kosten der Leistungskurse, in denen infolge des Geburtenrückgangs oft nur wenige Schüler saßen. Nach einer ersten Evaluierung kommt die Gegenreform bei Schülern wie Lehrern schlecht an und scheint auch nicht die angestrebte Leistungssteigerung in den Kernfächern zu erbringen.

Ein internationaler Verschnitt

Es gäbe für Luis allerdings eine Alternative, die ebenfalls auf dem pädagogisch so wertvollen Zweiniveau-System beruht: das Internationale Bakkalaureat (IB). Diese internationale Quasi-Matura bzw. Studienberechtigung, die weltweit an mehr als 1400 Schulen angeboten wird, ist so etwas wie ein internationaler „Verschnitt“ von Oberstufenlehrplänen. Die Schüler müssen aus sechs Fächergruppen (Muttersprache, Zweitsprache, Mathe, Science, „Man and Society“ plus ein Wahlfach) jeweils drei Fächer als Grundkurs und drei als Leistungskurs wählen. Darüber hinaus müssen sie einen Kurs in „Theory of Knowledge“ absolvieren, eine längere (Fachbereichs-)Arbeit schreiben und sich in einem künstlerischen oder sozialen Projekt engagieren. Das IB erlaubt sehr viel mehr curriculare Selbstbestimmung als die Lehrpläne österreichischer AHS-Typen.

Selbstverständlich ist dieses „Best of“ des internationalen Schulvergleichs nicht (ganz) ernst gemeint. Mit größter Wahrscheinlichkeit wird Luis diese Odyssee durch die Schulsysteme der Welt erspart bleiben, und er wird in Wien Schulen besuchen, von denen seine Eltern hoffen, dass sie gut genug für ihren Sprössling sind. Mit dem „best in the world“ ist das ohnedies so eine Sache. In einem Englisch-Schulbuch, das in meiner Hauptschule im Salzkammergut in den 1950er-Jahren verwendet wurde, gab es folgende Zeichnung: Sie zeigte eine typische englische Vorortstraße mit gleichförmigen, „terraced“ Reihenhäusern. Über drei benachbarten Haustüren waren Schilder angebracht. Auf dem ersten war zu lesen „Best taylor in the world“, auf dem zweiten „Best taylor in this town“, auf dem dritten „Best taylor in this street“.

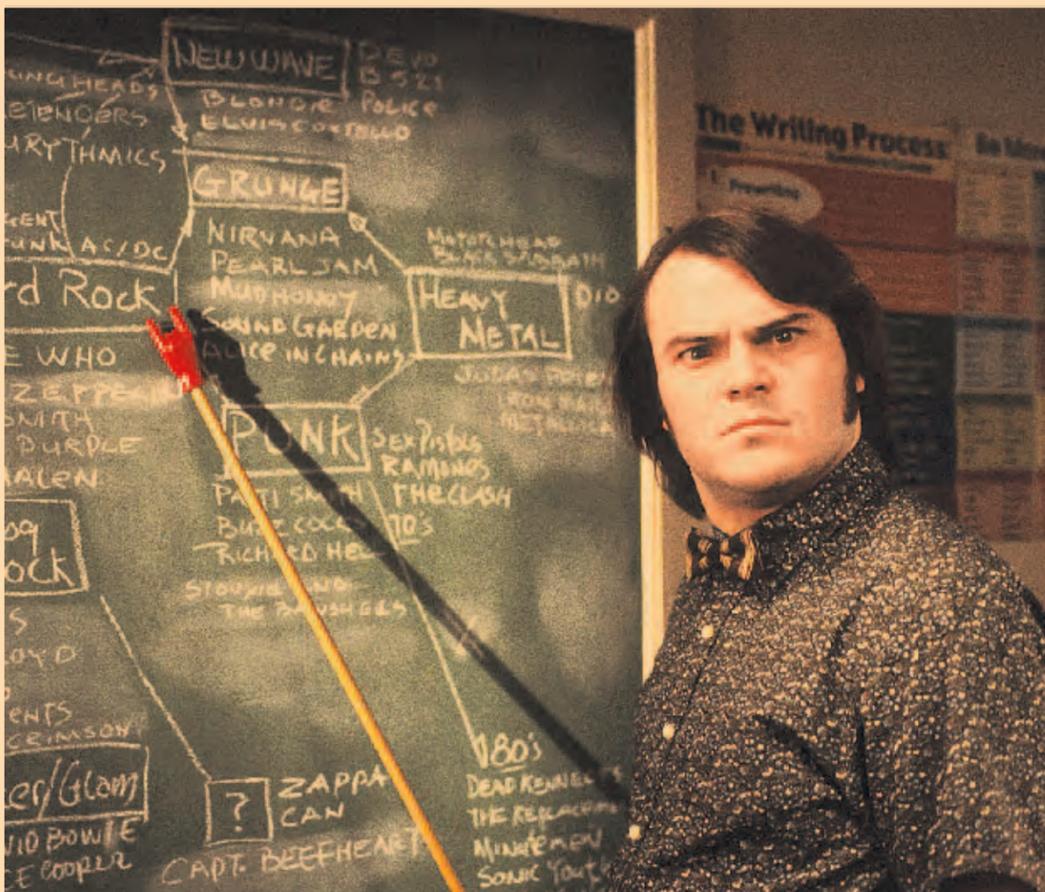


Karl Heinz Gruber, geb. 1942 in OÖ, war von 1986 bis 2003 Professor für Vergleichende Erziehungswissenschaften an der

Universität Wien. Er verbrachte mehrjährige Forschungsaufenthalte in England, Frankreich, den USA und Japan.

IMPRESSUM:

Redaktion: Christoph Winder (Leitung), Mia Eidlhuber (Titel, Mensch im Bild), Stefan Gmünder (Literatur), Tanja Paar (Reisen)
Mitarbeiter: Wojciech Czaja, Ute Woltron
Sekretariat: Esther Hecht
Layout: Armin Karner, Claudia Machado-Handsur, Lukas Adeling
E-Mail: album@derStandard.at



Eine ganz neue Schule? Professor Black spricht vor allem rockinteressierte Kinder an.

Foto: UIP

„Bildung ist so wichtig wie Luft“

Manfred Spitzer ist ein scharfer Kritiker des Schulsystems. Was er als Gründe für die Krise der Bildung sieht: Ignoranz und Planlosigkeit.
Von Peter Illetschko

STANDARD: Seit Jahren heißt es: Wir stecken in einer Bildungskrise. Die Schüler haben tatsächlich nicht mehr das Basiswissen wie vor zehn, zwanzig Jahren und scheitern immer öfter im Berufsleben. Haben Sie eine Erklärung dafür?

Spitzer: Wir sind so gewöhnt daran, dass jemand gebildet ist, dass wir es gar nicht mehr schätzen. Luft schätzen wir auch erst, wenn sie einmal nicht mehr da ist. Dazu kommt: Es ist in intellektuellen Kreisen schick geworden, wenig Ahnung von Naturwissenschaften zu haben und in Mathematik schlecht zu sein. Aber jeder, der in ein Flugzeug steigt, nützt die Ergebnisse von Wissenschaften und Technik. Das bedeutet: Wir ignorieren, auf welchen Schultern wir leben, dass das vor allem eine Kultur ist, die sich der Empirie verschrieben hat, die Studien macht, die es ganz genau wissen will – und die Naturwissenschaften dafür braucht. Eine Tatsache, die sich im Bildungsbereich noch nicht durchgesprochen hat. Da ist noch sehr viel beliebig. Nach dem Motto: Probieren wir das mal. Wenn die Kinder dadurch nicht besser in der Schule werden, dann sehen wir das schon. Auf Empirie wird gepfiffen. Es ist also eine Mischung aus Kultur-, Technik- und Wissenschaftspessimismus, gepaart mit sagenhafter Arroganz, die für die Misere verantwortlich ist.

STANDARD: Wie äußert sich diese Trial-and-Error-Haltung im Bildungsbereich?

Spitzer: Dafür gibt es leider unzählige Beispiele. Schauen Sie sich den Umgang mit Computern an. Man erhoffte sich, dass die Schulleistungen durch die Einführung von Computern an den Schulen besser werden. Das Gegenteil ist der Fall. Die Leistungen werden schlechter. Wenn man Informationstechnik einführt, sollte ein klares Konzept dahinterstehen. Das gab es bisher nicht. Die Lehrer konnten gar nicht wissen, was sie mit den Computern tun sollten. Die Schüler wussten es schon. Sie veranstalteten LAN-Partys, vernetzten die Computer und spielten von Freitag bis Montagfrüh „Egoshooter“, sie lernten also Abschießen.

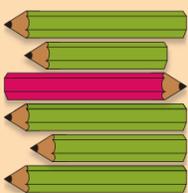
„Wenn Schule gut ist, dann fördert sie jeden ohne Ausnahme auf unterschiedliche Weise. Dann aber zeigt sich auch der Unterschied zwischen Begabten und Unbegabten.“

STANDARD: Ihre Vorbehalte gegen Computer sind nicht neu. Tatsache ist, dass man im Arbeitsalltag aber nicht mehr ohne auskommt. Warum sollte die Schule dann nicht mit Computern arbeiten?

Spitzer: Viele sagen: Der Spitzer hasst Computer. Das stimmt aber nicht. Ich brauche meinen Computer täglich zur Arbeit. Kaum ein Schüler benutzt den Computer jedoch ausschließlich zum Vokabellernen. Für den Umgang mit der Informationstechnik braucht man Vorwissen, das einem ermöglicht, die Dinge zu beurteilen, und man braucht eine gereifte Persönlichkeit, die bereits fest in unserer Kultur verankert ist.

STANDARD: Wie meinen Sie das?

Spitzer: Kultur ist die Software, die auf der Hardware Gehirn läuft. Sie hinterlässt Spuren, und sie verändert unser Gehirn, je nachdem wie wir die Software verwenden. Wenn wir zum Beispiel ständig multitasken, dann werden wir unaufmerksam. Wir können uns nur mehr schwer auf eine Sache konzentrieren. Das betrifft vor allem Schüler und Studenten, die mit diversen mobilen Geräten aufgewachsen sind. Londoner Bibliothekare haben analysiert, wie der Bibliothekskatalog in Abhängigkeit vom Alter benutzt wird. Normalerweise geht man von einer Quelle aus und kommt dorthin zurück, wenn man nicht mehr weiter weiß. Junge Benutzer klicken wahllos, sie kommen nicht zu einer guten Quelle zurück. Und wenn sie nicht mehr weiter wissen, dann hören sie einfach auf.



STANDARD: Fehlen ihnen da die Grundlagen für intelligente IT-Nutzung, oder haben sie vielleicht nur ein anderes Nutzerverhalten?

Spitzer: Das eine ergibt sich aus dem anderen. In den Schulen werden viele Fächer vernachlässigt. Musik, Theater, Sport. Wissen Sie, dass Kinder, die Theater spielen, als Erwachsene überhaupt kein Problem haben, sich und ihre Arbeit zu präsentieren? Stattdessen werden Schüler genötigt, ihre Referate mit öden Powerpoint-Präsentationen zu halten, obwohl jeder weiß, dass bei dieser Art der Präsentation wichtige Informationen auf der Strecke bleiben.

STANDARD: Warum werden diese Fächer vernachlässigt?

Spitzer: Möglicherweise glaubt man, dass diese Fächer für den schnellen Erfolg nicht wichtig sind. Dass sie für die Persönlich-

keitsbildung ganz entscheidend sind, wird leider vergessen. Vielleicht biedert man sich an die Industrie an. Doch die tut sich auch nichts Gutes, wenn sie glaubt, so schnell Leute zu bekommen, die in ihrem Job gut sind. In Bildungsfragen muss man ganz einfach die langfristige Perspektive einnehmen. Nur so zeigt sich, wie sich Investitionen in Bildung am besten rechnen – und zwar je früher man sie macht. Es gibt eine Studie aus dem Jahr 2006, publiziert im Fachmagazin *Science*, die das besagt. Also sollte man vor allem in Kindergärten die Euros investieren. Da gibt es eine Rendite von acht bis 13 Prozent. Nicht so schlecht, oder? Besser, als dann Milliarden in Umschulungsmaßnahmen zu stecken.

STANDARD: Politiker fordern mehr Maturanten. Ist das der richtige Ansatz, um wieder aus der Krise zu kommen?

Spitzer: Es kommt darauf an, wie die Forderung umgesetzt wird. Schlecht ist, wenn es heißt: Aus diesem Jahrgang brauchen wir aber mindestens 50 Prozent Maturanten. Das kann nur zur Folge haben, dass das Niveau sinkt, dass viele durchgelassen werden, die kein Maturaniveau haben. Sie müssen davon ausgehen: Je nivellierender der Unterricht ist, desto schlechter ist er. Wenn Schule gut ist, dann fördert sie jeden ohne Ausnahme in unterschiedlicher Weise. Dann aber zeigt sich der Unterschied.

Und den gibt es: Es gibt Begabte und Unbegabte. Lehrer sind oft überfordert, wenn sie das den Eltern sagen müssen, und lassen es lieber, statt die Sache in die Hand zu nehmen.

STANDARD: Kritisieren Sie das Lehrerengagement? Gibt es viele, die überfordert sind?

Spitzer: Das kann ich nicht sagen. Es gibt jedenfalls viele, die sich überfordert fühlen und Burnout haben. Mehr als in anderen Berufen ist das für Lehrer bezeichnend. Studien haben aber gezeigt, dass die Häufigkeit von Burnout bei Lehramtsstudenten genauso hoch ist wie bei Lehrern, die lange im Beruf sind. Daraus muss ich schließen: Die meisten, die ausgebrannt sind, die haben auch nie wirklich gebrannt. Auffallend ist auch, dass vor allem diejenigen Burnout haben, die sich ihrer Berufswahl nicht sicher waren und vielleicht nicht die ideale Wahl getroffen haben.

STANDARD: Wie schaut die ideale Schule aus?

Spitzer: Solange Schulen nach dogmatischen Prinzipien geführt werden, können sie keinen Erfolg haben. Das gilt auch für alternati-



Der Bestsellerautor Manfred Spitzer kritisiert den Verwaltungsapparat im Bildungssystem und fordert autonome Schulen. Foto: Heribert Corn

ve Schultypen. Wenn Buben mit bunten Bändern herumhopsen müssen, obwohl sie das vielleicht abscheulich finden, dann ist das Humbug. Ohne Dogmen funktioniert alles besser. Das fängt in der Verwaltung an. In Schweden zum Beispiel stellt die Schule den Lehrer an. In Deutschland wird er von Amts wegen zugewiesen und kann wegen Unfähigkeit niemals gekündigt werden. Es braucht autonome Schulen, die sagen können, was sie tun wollen, mit wem sie es tun wollen und wie sie die Kinder zum Ziel bringen wollen. Der gigantische Verwaltungsap-

parat in der Mitte, der in Deutschland das Schulsystem lähmt, ist völlig unnötig. Und es braucht Lehrer, die den Schülern sagen: Wir müssen diesen Stoff machen. Ihr sagt mir, wann ihr so weit seid, um eine Prüfung abzulegen. Es hat sich herausgestellt, dass die Kinder viel schneller sind, wenn sie selbst entscheiden können.

Manfred Spitzer (52) ist seit 1998 ärztlicher Direktor der psychiatrischen Universitätsklinik in Ulm und leitet das Transferzentrum für Neurowissenschaften und Lernen. Er ist Autor zahlreicher Bücher. Zuletzt: „Medizin für die Bildung. Ein Weg aus der Krise“ (Spektrum, 2010)



Die Krisenkolumne von Christoph Winder

Ein Prost auf Ihre Leberwerte! Wie man Schwindler entlarvt.

Häufig, wenn ich des Morgens das Haus verlasse, treffe ich den Müllmann. Der Müllmann sieht so aus und verhält sich so, wie man das von einem Müllmann erwartet. Er trägt einen karottenroten Overall mit silbergrauen Streifen und zieht einen schwarzen Colonia-Kübel hinter sich her vor's Haus. Dem äußeren Anschein nach ist der Mann durch und durch Müllmann.

Manchmal frage ich mich aber, ob es nicht zu vertrauensselig ist, jemandem nur aufgrund seines Äußeren die Zugehörigkeit zu einem Berufsstand zuzuschreiben. Näher betrachtet, könnte es sich bei dem vorgeblichen Müllmann

ohne Weiteres um einen bloßen Schein-Müllmann oder Trick-Müllmann handeln; es kann ja jeder einen Karotten-Overall an und einen Colonia-Kübel hinter sich her ziehen. Vielleicht ist der vermeintliche Müllmann trotz seiner müllmannoiden Erscheinung in Wahrheit Konditor oder Juwelier. Oder ein Investmentbanker, der nur deshalb in die Rolle eines Müllmanns geschlüpft ist, um sein soziales Ansehen ein wenig aufzumöbeln.

Das Problem des Schwindlers, der sich eine berufliche Position anmaßt, die ihm nicht zusteht, ist ein Krebsübel unserer Zeit. Die Gesellschaft ist gesättigt mit

Putativ-Bundeskanzlern, Trick-Finanzministern oder Schein-Friseuren (wie dem Friseur von Heinz Fischer, der eigentlich Steinmetz ist). Dazu kommen massenhaft falsche Ärzte, die quietschvergnügt in der Gegend herumdoktern, ohne auch nur den Unterschied zwischen einem weißen und einem roten Blutkörperchen zu kennen.

Kann man der weiteren gesellschaftlichen Ausbreitung der Scharlatanerie einen Riegel verschieben? Ja, man kann! Gefragt wäre vor allem der mündige Bürger, der bei fachlichen Fehlern und ethisch dubiosen Berufsverhalten auf der Stelle reagiert.

Hier ein paar Anzeichen für schweren Scharlatan-Verdacht beim Arztbesuch: Der „Herr Doktor“ ist stark alkoholisiert („Sicher bin i heut' fett, aber dass Sie an Ausschlag haben, seh' i olla-weu no.“), neigt zu groben Sarkasmen („Na, der Weisheitszahn ist ja völlig im Eimer, hehe. Hamma nix putzt, Sie Dreckschweindl?“) oder zu plumpen Vertraulichkeiten („Ihre Leberwerte sind viel zu hoch! Darauf haben wir jetzt erst einmal einen doppelten Wodka!“). Auch wenn Ihnen der Müllmann am Morgen einen Investmentfonds andrehen will, sollten umgehend die Alarmglocken läuten.



Sonderpreis beim Mies van der Rohe Award 2009: In der technischen Ausführung entpuppt sich der an sich innovative Schulbau in Koprivnica als absolutes PPP-Desaster.

Fotos: Robert Les

Wenn die Schulbank drückt

Das 2007 errichtete Fran-Galović-Gymnasium in Kroatien wäre an sich ein toller Schulbau. Die baulichen Mängel jedoch veranschaulichen die Schattenseiten von Public Private Partnerships.

Von Wojciech Czaja

Die Straßen von Koprivnica haben Schlaglöcher, groß wie Melonen, die Häuser sind grau und heruntergekommen, in der Luft liegt ein Schleier von Melancholie. Von der einstigen Pracht der 30.000-Einwohner-Stadt im Norden Kroatiens, keine zehn Kilometer von der ungarischen Grenze entfernt, ist bis auf den herausgeputzten Hauptplatz mit seinen hübschen Blumenbeeten und Straßencafés wenig geblieben. Die Staatskasse macht um diesen Teil des Landes einen großen Bogen. Lieber investiert man in Gegenden, aus denen man sich große Gewinne aus der Tourismusbranche zurückerhofft: in die Küstenregion und in die Inseln.

„Oprostite! Wo finde ich die Gimnazija Fran Galović?“ Den futuristischen Schulbau kennt hier jeder. „Gradaus und vorne links“, sagt ein Mann am Straßenrand, „ist nicht zu verfehlen, schaut aus wie ein Ufo.“ Das zeitgenössische Gymnasium des Zagreber Jungbüros Studio Up, fertiggestellt 2007, geisterte durch sämtliche internationale Gazetten und bescherte seinen Planern auf diese Weise Lob und Anerkennung. Für Studio Up war das die Abschlussrampe in den architektonischen Olymp.

Zuletzt wurde die Schule beim europäischen Mies van der Rohe Award 2009 mit der Sonderauszeichnung für den *Emerging Architect* ausgezeichnet. Eine Ausstellung im Architekturzentrum Wien, die vor wenigen Tagen eröffnet wurde, stellt *Europas beste Bauten* vor. Das Gymnasium in Koprivnica ist als zweitplatziertes Projekt prominent vertreten.

Ein Schulbau am Puls der Zeit, möchte man meinen. Doch abseits des planerischen Wollens spricht der Bau eine ganz andere Sprache. „Ich mag die Architektur“, sagt Mira Soldić, Psychologielehrerin an der Fran-Galović-Schule. „Die

Funktionalität der Räume, die Größe der Klassen, die dazwischengeschalteten Kabinette für die Lehrerinnen und Lehrer, mit einem Wort das gesamte Raum- und Funktionsprogramm ist absolut perfekt. Diesbezüglich sind wir mit dem Bau sehr glücklich. Nur an der Umsetzung, ich sag Ihnen, an der Umsetzung beißen wir uns Tag für Tag die Zähne aus.“

Ein Großteil der Räume ist dunkel. Manche Klassenzimmer verfügen nicht einmal über ein offenes Fenster ins Freie. Eine Lichtkuppel im Plafond, eine Milchglasscheibe in der Außenwand, ein kleines Guckloch in die Aula sind in diesen Unterrichtshöhlen das höchste der visuellen Gefühle. Die Akustik in den Gruppenräumen für den Sprachunterricht ist eine Katastrophe. Die Worte des Deutschlehrers hallen immer und immer wider. Wie man unter solchen Umständen eine Fremdsprache erlernen soll, bleibt ein Rätsel.

Ein Fünfer, ach was, ein Fetzen auch für die Technik: Laut behördlicher Baubewilligung entsprechen Bauphysik, Haustechnik und Wärmedämmung den regionalen Bauvorschriften. Alles ist im grünen Bereich. Rechnerisch. Theoretisch. Praktisch jedoch knallt im Sommer die Sonne durch das transluzente Dach aus Polycarbonat und wärmt die Klassenzimmer auf 38 Grad Celsius auf. „Wir ersticken hier drin“, so Soldić. „Und wenn's regnet, dann prasselt der Regen so laut gegen das Kunststoffdach, dass man sich bei Unwetter in der Klasse kaum noch unterhalten kann.“

PPP-Partner tut, was er will

Doch wie ist all das möglich? Und noch dazu beim angeblich zweitbesten Neubau dieses Kontinents? „Die Baukosten waren limitiert, also mussten wir sehr clever und effizient planen“, erklärt Architekt Toma Plejić. „Beispielsweise haben wir bei der Fassade gespart, indem wir statt herkömmlicher Wände und Fenster teilweise Industrieglas verwendet haben. Das gesamte Dach der Schule wiederum ist aus Polycarbonat. Im Winter wirkt das Schulgebäude wie ein Glashaas, im Sommer hingegen ist das Volumen so groß und so hoch, dass die warme Luft nach

oben entweichen und kalte Luft nachströmen kann.“

Das alles hätte perfekt funktioniert. Theoretisch. Wäre da nicht die Baufirma, die im Laufe der Planung und des Baus kontinuierlich Einsparungen vorgenommen und das eine oder andere Detail verändert, verkleinert oder überhaupt ersatzlos gestrichen hat. Die Lüftungsanlage wurde reduziert, Beleuchtungskörper wurden eingespart, Fenster, die laut Plan noch zu öffnen waren, wurden plötzlich zu billigen Fixverglasungen ohne jegliche Zufuhrmöglichkeit von Frischluft.

Schuld an diesem gigantischen Malheur ist das Public Private Partnership, kurz PPP, das diesem Schulbauprojekt zugrunde liegt. Nachdem der Staat für den Neubau des dringend benötigten Gymnasiums in Koprivnica keine einzige Kuna beisteuern wollte, waren Stadt und Gespanschaft auf die Kooperation mit einem privaten Investor angewiesen. Mit der Zagreber Baufirma

Tehnika d.d. fand sich rasch ein williger PPP-Partner.

Die gesamten Investitionskosten wurden auf diese Weise auf den Privatinvestor abgewälzt. Die öffentliche Hand mietet das Bauwerk nun 25 Jahre lang zurück, und zwar für satte 100.000 Euro pro Monat. Nach Ablauf der Vertragsdauer wechselt die Schule ih-

ren Besitzer und wird von dann an zu 40 Prozent der Gespanschaft und zu 60 Prozent der Stadt gehören. Das Modell ist hinlänglich bekannt. Und es ist eine faire Lösung, von der normalerweise alle profitieren. In diesem Fall jedoch hat der private Partner Tehnika die Baukosten zugunsten des eigenen Profits bis zum äußersten Minimum strapaziert.

Technischer Ausbau überfällig

„Ja, das war ein sehr günstiger Bau“, bestätigt der Schuldirektor Vjekoslav Robotić. „Normalerweise betragen die reinen Baukosten für eine Schule dieser Größenordnung in Kroatien rund zehn bis zwölf Millionen Euro. In diesem Fall hat die Schule zwölf Millionen Euro gekostet, und zwar nicht nur in der baulichen Errichtung, wie das üblicherweise kalkuliert wird, sondern mitsamt Möblierung und technischer Ausstattung bis hin zur allerletzten Computermäus. Ich kenne keinen anderen Schulneubau, der um so wenig Geld errichtet wurde.“ Vor dem Hintergrund, dass die Rückzahlung in Form von 300 Monatsmieten ohnehin ein Vielfaches der Baukosten ausmache, sei die finanzielle Daumenschraube umso schwieriger nachvollziehbar.

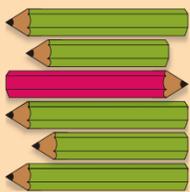
Das Bauunternehmen ist vertraglich dazu verpflichtet, das Gebäude zu betreiben, instand zu halten und gegebenenfalls zu sanieren. Theoretisch. Praktisch will die Tehnika d.d. von einem

längst überfälligen Ausbau der Lüftungsanlage, um zumindest mal das größte Manko zu beheben, nichts wissen. Stadtgemeinde, Gespanschaft und Schulleitung prozessieren bereits seit einem Jahr gegen den Übeltäter.

„Eigentlich ist dieses PPP-Modell perfekt“, sagt Robotić. „Nachdem der Erhalt der Schule im Verantwortungsbereich des privaten Partners liegt, können wir uns voll und ganz auf die Bildung konzentrieren. Jetzt müssen wir die Firma Tehnika nur noch dazu bringen, ihren Part zu übernehmen und die Haustechnik aufzufetten. Dann sind wir schon zufrieden.“ Die Chancen stehen schlecht. Der zuständige Projektleiter bei der Tehnika d.d. verweigerte dem STANDARD gegenüber die Aussage: „Kein Kommentar.“

Das Fallbeispiel in Koprivnica veranschaulicht die Gefahren von Public Private Partnerships: Jede noch so gute Architektur, mit der wir es hier zweifelsohne zu tun haben, verliert ihre Kraft und Qualität, wenn nicht alle Partner an einem Strang ziehen. PPP im öffentlichen Bildungsbau ist ein Abwälzen von Verantwortung und Kontrolle von der öffentlichen Hand auf die Privatwirtschaft. Den Schaden zahlen die Kinder. Die ersten PPP-Schulbauten in Österreich sind bereits in Bau.

„Europas beste Bauten. Mies van der Rohe Award 2009“, Architekturzentrum Wien. Täglich 10 bis 19 Uhr. Bis 20. September



An der räumlichen und funktionalen Qualität des industriellen Stahlbaus mit seinen weißen Wänden und Decken aus Polycarbonat gibt's nichts zu meckern. Die Kritik gilt einzig und allein dem verantwortungslosen PPP-Partner.

Accessoires für eine beschwingte Zukunft

Zwei in einer Grazer Sammlung von Sotheby's-Experten entdeckte Antiken bescherten den Besitzern jetzt ein beachtliches Vermögen.

Vergesslichkeit und ein Quäntchen Schlamperei haben auch ihr Gutes. Aus Sicht von Besitzern eines Kunstwerkes bewahren sie etwa im Falle einer Grazer Familie (siehe DER STANDARD, „Der Torso in meiner Tür“, 29. 5. 2010) – vor spontanen Fehlverkäufen.

Als man kürzlich bei Umbauarbeiten im Haus den vom Urgroßvater im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts erworbenen Torso im Zwischenraum einer Doppeltür entdeckte, bahnte sich bezüglich der familiären Vermögensverhältnisse eine Wendung an – eine von sensationeller Beschaffenheit, die man zu jenem Zeitpunkt, als man den aus Wien angereisten Sotheby's-Mitarbeiter begrüßt, freilich noch nicht errahnen kann.

Der prachtvolle Marmororso eines römischen Imperators (Augustus, Tiberius oder Claudius), datiert in die erste Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr., wird auf 800.000 bis 1,2 Millionen Dollar taxiert. Der vermeintliche Gipsabguss eines Figurentrios, den man eigentlich gar nicht zu verkaufen gedachte, wird bereits vor Ort als marmorne Satyr-Gruppe identifiziert. Recherchen von Florent Heintz, leitender Antikenexperten in New York, ergeben in weiterer Folge eine außergewöhnliche Provenienz: Es handelt sich um das erste und bislang einzige in der Antiken-Sammlung Lorenzo de' Medici („Il Magnifico“) nachweisbare Exponat, für das Käufer zumindest zwischen 300.000 und 500.000 Dollar springen lassen müssten. Oder auch mehr, wie der Auktionsverlauf am 11. Juni zeigen sollte.

Verlegte Brille

Am Tag davor hatte Kontrahent Christie's mit seiner Antiken-Auswahl eine herbe Niederlage einstecken müssen. Mit einem Absatz von 64 Prozent nach Positionen und 66 Prozent nach Wert (Umsatz 8,69 Mio. Dollar / 7,24 Mio. Euro) blieb die Bilanz dort deutlich hinter den Erwartungen

zurück, mutierte in der Geschichte des 1992 gegründeten Departments zu einer bitteren Pille für den selbsternannten Status eines Marktführers. Den höchsten Zuschlag erteilte man für einen 80 cm hohen Lampenfuß (1. Jh. v. Chr.) im Bereich der Taxen bei 1,14 Millionen Dollar.

Über diese Vorgabe setzte sich Sotheby's mit einem Tagesumsatzes von 17,5 Millionen Dollar (14,31 Mio. Euro), der die Erwartungen der hauseigenen Experten um mehr als das Dreifache übertraf, bravourös hinweg.

Um zwei Uhr nachmittags lokaler Zeit (MEZ 20.00 Uhr) beginnt am 11. Juni bei Sotheby's in New York die Auktion. Hermann N., Urenkel des Grazer Sammlers, verfolgte sie nebenbei übers Internet. Nein, aufgeregt sei er nicht gewesen. Seine Brille hatte er verlegt, weshalb er kaum zwischen den 100.000er- und Eine-Million-Gebotsschritten auf der Anzeigentafel unterscheiden konnte. Ja, das Bietgefecht für das vermeintliche Gipsensemble habe ihn dann schon sehr überrascht. Weit über der angesetzten Taxe fällt für Lot 29 bei netto drei Millionen (3,44 Mio. Dollar / 2,81 Mio. Euro) der Hammer – zugunsten eines anonymen Privatsammlers, wie später bekannt wird.

Noch spendabler gebärdeten sich die Interessenten aber bei Lot 37. Im Zuge von Crossmarketing-Maßnahmen hatte Sotheby's den Torso im Vorfeld gemeinsam mit den Stars der zeitgenössischen Kunstszene präsentiert. Mit Erfolg, unter den sieben Bietern im Saal und einem Tross von Telefonanwärttern sollen einige Antiken-Rookies gewesen sein. Erst bei netto 6,5 Millionen (7,36 Mio. Dollar / 6,02 Mio. Euro) nimmt das Gerangel dank eines anonymen Telefonbieters ein ruhmreiches Ende. Ob der Torso einem russischen Magnaten als Badezimmer-accessoire dient oder einen versierten Sammler erfreut, ist dem Urenkel einerlei.

Um 21.28 Uhr MEZ zählt die steirische Metropole jedenfalls fünf Millionäre mehr, die sich den Betrag, abzüglich Versteigerungsprovision und Fotokosten, von etwa 7,5 Millionen Euro teilen werden. Zu den Steinen, erzählt Hermann N., habe er mehr Beziehung gehabt als zu diesem neuen, kleinen Vermögen. Für die anderen vier Begünstigten kann er nicht sprechen, für ihn selbst wird sich nichts ändern: „Ich lebe, wie ich gelebt habe – vielleicht nur eine Spur leichter.“ (kron)

Mehr als sechs Millionen Euro bewilligte ein anonymer Bieter für diesen kaiserlichen Marmororso (1. Jh. n. Chr.).

Foto: Sotheby's

Erfolg bleibt relativ



Gustav Klimt: Top-10-Auktionsergebnisse

Kunstwerk (Datierung)	Auktionshaus/Ort (Jahr)	Zuschlag netto	Kaufpreis
Adele Bloch-Bauer II (1912)	Christie's New York (2006)	61,52 Mio. Euro	87,93 Mio. Dollar
Birkenwald (1903)	Christie's New York (2006)	28,21 Mio. Euro	40,33 Mio. Dollar
Kirche in Cassone (1913)	Sotheby's London (2010)	27,47 Mio. Euro	26,92 Mio. Pfund
Apfelbäume I (1912)	Christie's New York (2006)	23,11 Mio. Euro	33,05 Mio. Dollar
Landhaus am Attersee (1914)	Sotheby's New York (2003)	22,63 Mio. Euro	29,12 Mio. Dollar
Häuser in Unterach /Attersee (1916)	Christie's New York (2006)	21,94 Mio. Euro	31,37 Mio. Dollar
Portrait Ria Munk III (1918)	Christie's London (2010)	20,14 Mio. Euro	16,75 Mio. Pfund
Schloss Kammer / Attersee II (1909)	Christie's London (1997)	19,16 Mio. Euro	14,52 Mio. Pfund
Litzlbergerkeller / Attersee (1915/16)	Sotheby's New York (1997)	11,67 Mio. Euro	14,74 Mio. Dollar
Dame mit Fächer (1917/18)	Sotheby's New York (1994)	9,23 Mio. Euro	11,66 Mio. Dollar

G. Klimt: Portrait Ria Munk III (1918)

Quelle: Artprice, Foto: Reuters

DER STANDARD

81 Besitzerwechsel im Wert von knapp 320 Millionen Euro: Zufrieden sind die Auktionsgiganten nach der Londoner Sause dennoch nicht.

Von Olga Kronsteiner

Hätte, wäre, würde, könnte: Gemessen an den eigenen Erwartungen hätte es eine Rekordwoche für die 2010-er Chronik der internationalen Auktionsbranche werden können. Auch für den Marktplatz London hatten Christie's und Sotheby's – im Anschluss an die erfolgreiche New Yorker Sause Anfang Mai (Absatz nach Wert: Christie's 86 Prozent, Sotheby's 92 Prozent) – entsprechend Hochkarätiges akquirieren können.

Freilich, eine für den Umsatz nicht unerhebliche Anzahl an Verkäufern hatte den Durchgang in der amerikanischen Metropole noch abgewartet. Sei es, um sich für eines der beiden Häuser zu entscheiden, oder auch die Taxen nun endgültig auszuverhandeln. Die Folge war ein Gerangel bis zur letzten Minute, die eine entsprechende mediale Vermarktung und Präsentation der Hochkaräter in New York, Hong Kong oder Moskau gerade noch zulässt.

Auf 101 bis 148 Millionen Pfund beliefen sich die Erwartungen für den Evening Sale bei Sotheby's am 22. Juni, von denen schließlich „nur“ 112,1 Millionen realisiert werden konnten. Dem Rekordhalter eines Auktionstotalen in London (3. Februar 2010, 146,82 Millionen Pfund) stand die Enttäuschung quasi ins Gesicht geschrieben. Ungeachtet neuer Künstlerrekorde (Manet, Derain, Bonnard) blieben 16 der 51 angebotenen Kunstwerke unverkauft. Der Absatz nach Wert lag am Ende



Pablo Picasso: Portrait d'Angel Fernández de Soto (Absinthtrinker, 1903) wechselte für 41,92 Mio. Euro nach Asien.

Foto: Christie's

bei 83,5 Prozent, eine Verkaufsquote von der die mitteleuropäischen Auktionshäuser nur träumen können – und auch Kontrahent Christie's, wie sich anderntags herausstellte.

Tagesaktuelle Währungsturbulenzen – der Pfund stieg auf ein Halbjahreshoch, der Euro sackte ab – scheinen manchem ebenso die Lust auf einen Kunstkauf verdorben zu haben, wie die Präsentation des britischen Sparhaushalts. Ja, hätte Finanzminister George Osborne die Stützung der

Wachstumsprognosen bitte nicht eine Woche später verlautbaren können? Nun, Rekorde werden im London dieser Tage wie es scheint nur am Tennis court notiert.

Und dennoch: Vier Telefonbieter waren bereit, 29 Millionen Pfund für Monets Seerosenstück springen zu lassen. Der beratungsresistente Einbringer war stur geblieben, sein Limit lag bei 30 Millionen. Dabei hatte er das Gemälde im Mai 2000 bei Christie's in New York für umgerechnet 12,23 Millionen Pfund netto erworben. Auf 25 Millionen hatte sich die aktuelle Empfehlung der Experten belaufen. Nein, und so blieb das Werk eben unverkauft.

Realistischer blieb Andrew Lloyd Webber, der sich über 34,76 Millionen Pfund (41,92 Mio. Euro) zugunsten seiner Foundation freuen durfte. 1995 hatte er Picassos *Absinthtrinker* für 26,5 Millionen Dollar bei Sotheby's erworben, womit sich der Zugewinn auf mehr als 25 Millionen Dollar beläuft.

Währenddessen teilen sich 32 Erben nach Aranka Munk 18,8 Millionen Pfund (22,67 Mio. Euro), die ein Saalbieter für Gustav Klimts *Portrait Ria Munk III* bewilligte. Der neue Besitzer begehrt anonym zu bleiben, nur so viel war zu erfahren, amerikanischer Herkunft sei er nicht, vielmehr hätten sich Schweizer, Asiaten und Russen dafür engagiert.

Am Ende des Abends notierte Christie's mit 152,59 Millionen Pfund (184 Mio. Euro) zwar den neuen Londoner Benchmark, war mit einem Absatz nach Wert von 74 Prozent aber an den eigenen Erwartungen sehr deutlich vorbeigeschrammt.

MARKTOBJEKT



2007 war Raqib Shaw einer der großen Shootingstars. Das 2006 im New Yorker MoMA präsentierte großformatige Triptychon „Garden of earthly Delights III“ (2003) wechselte bei Sotheby's in London entgegen der Taxe (0,4 bis 0,6 Mio. Pfund) erst bei 2,4 Millionen Pfund (3,45 Mio. Euro) den Besitzer. Bis heute markiert dieses Resultat den vorläufigen Weltrekord des Künstlers, der seit 1998 in London lebt und arbeitet. Insgesamt blieb der Wertindex seiner Arbeiten im Vergleich zu anderen indischen Zeitgenossen stabil. Seit Mai 2006 standen 23 Shaw-Werke auf dem Auktionsmarkt im Angebot, von denen 18 tatsächlich den Besitzer wechselten. Im Rahmen des Evening Sales Contemporary Art gelangt bei Sotheby's in London am 28. Juni nun mit „Maquette“ (Taxe 200.000 bis 250.000 Pfund) – zwei mythische Tier-Mensch-Mischwesen, die sich für Moralisten provokant in sexuellen Freuden verlieren – erstmals eine Skulptur des Schützlings der Galerie White Cube (u. a. Damien Hirst) zur Auktion. (kron)

Foto: Sotheby's



Vom Rasenschach und Beinstellen

Alle reden vom Fußball – wir auch! Eine ballesterische Einführung ins Königsgambit mit Magnus Carlsen. Von ruf & ehn



Magnus „Messi“ Carlsen (NOR, Elo 2813): Nr. 1 der Weltrangliste bei ihrer zweitliebsten Beschäftigung. F.: Schachwelt/Lucas

Fußballfans könnte man die Schachregeln folgendermaßen erklären: Vor dem Mittelfeld steht eine dichte Achterkette, Bauern genannt. Alle Spieler (Figuren) haben ihre eigenen Laufwege, die Läufer etwa wechseln diagonal die Seiten, die Türme können Sie sich als Außendecker vorstellen, die Springer als kopfballstarke und bewegliche, hängende Spitzen.

Die Königin ist eine Art Maradona zu seiner besten Zeit, und der König ähnelt einem beweglichen Tor. Eine Besonderheit ergibt sich, dass Verteidiger, die an die gegnerische Grundlinie vordringen, nicht flanken, sondern sich plötzlich in Damen verwandeln können. Denken Sie nicht darüber nach, das ist im Schach eben so.

Eine bedeutsame Strategie ist das Beinstellen, im Schach „Gambit“ genannt – von ital. *dare il gambetto*; zumeist verwendet man ei-

nen Verteidiger dafür, der sich für diese Aktion opfert und danach sofort vom Platz gestellt wird. Man spielt dann zwar mit einem Verteidiger weniger, gewinnt aber die Initiative.

Der junge Norweger Magnus Carlsen, derzeit Führender der Weltrangliste, zerlegte durch reguläres Beinstellen den chinesischen Catenaccio-Experten Wang Yue wie in der Vorwoche Portugal die Nordkoreaner beim Rasenschach.

Carlsen – Wang Yue

Bazna 2010

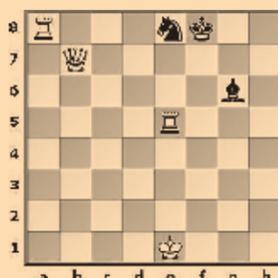
1.e4 e5 2.f4 Ein Ausflug ins romantische 19. Jahrhundert – das Königsgambit. 2... d5 Das Gegengambit des Wieners Ernest Falkbeer. 3.exd5 exf4! Modern. Falkbeers Grundidee war, mit 3... e4 die gegnerische Entwicklung zu hemmen. 4.Sf3 Sf6 5.Lc4 Sxd5 6.0-0 Le7 7.Lxd5 Dxd5 8.Sc3 Weiß kann auch zuerst 8.d4 0-0 9.Lxf4 Lg4 10.Sc3 Dd7 11.Dd2 mit gutem Spiel versuchen. 8... Dd8 9.d4 0-0

10.Lxf4 Lf5 Bewährt hat sich 10... c6 11.d5 Lf6 12.Le5 Lxe5 13.Sxe5 f6 10.dxc6 fxe5 15.Txf8 + Dxf8 16.Dd5 + mit gleichen Chancen. 11.De2 Ld6 Schwarz gibt seinen Trumpf, das Läuferpaar auf. Besser war 11... Sc6 oder wie oben skizziert 11... c6. 12.Lxd6 Dxd6 13.Sb5 Dd8 14.c4 Der weiße Raumvorteil wächst. 14... a6 Noch immer sieht 14... c6 15.Sc3 Sd7 besser aus. 15.Sc3 Sd7 16.Tad1 Lg6 17.Df2 Te8 18.h3 Tc8 Da Schwarz nicht c7-c5 spielen will, ein reiner Abwartezug der „chinesischen Mauer“. 19.Tfe1 Txe1 + 20.Txe1 c6 21.d5 Carlsen schafft sich einen Freibauern. Ob dieser stark oder schwach ist, wird sich zeigen. 21... Sf6 22.Dd4 cxd5 23.Sxd5 Sxd5 24.cxd5 Dd6 25.Se5 Die Probleme werden größer: Der Springer droht auf c4 zu gehen, der d-Bauer weiter vorzumarschieren. 25... Te8 Schwarz sollte zu 25... f6! greifen: 26.Sxg6 (nicht 26.Sc4? wegen 26... Db4) 26... hxg6 27.Te6 Tc1 + 28.Kf2 Dd7 und Weiß kommt nicht weiter. 26.Te3 Td8 27.Sc4 Df6 28.Te5 h6! Jetzt kommt der weiße d-Bauer ohne Probleme weiter. 28... b5 29.Sa5 h6 30.b4 Td7 errichtet eine Festung. 29.d6! Lf5 Jetzt würde Weiß nach 29... b5 30.d7! Kh7 (30... bxc4? 31.Te8 + Kh7 32.Dxf6) 31.Sb6 schon mitten in der schwarzen Stellung sitzen.

30... Dxd6? 31.Td5. Auch nach 30... Ld3 31.d7 Lb5 32.a4 Df1 + 33.Kh2 Lc6 34.Dd2 steht Weiß besser. 31.d7 Kh8 32.a4 g6 Schwarz gehen allmählich die Züge aus. 33.Dc3 Kg7 34.a5 h5 35.h4 Txd7 Ein Verzweigungsakt. Schwarz gibt die Qualität für den starken Freibauern. Abwarten verliert nach 35... Kg8 36.g3 nebst Tc5-c7 allmählich; 35... Lxd7? 36.Td5 und 35... Dxd4? 36.Txe6 + verliert sofort. 36.Sxd7 Lxd7 37.Dd4 Lc6 38.b4 Lb5 39.Kh2 La4 Eine Sache der Technik. Wie kann Weiß die Qualität verwerten? 40.Td5 Lc6 41.Dxf6 + Kxf6 42.Tc5 Ke6 43.Kg3 f6 44.Kf2 Ld5 45.g3 g5? Aktivität im falschen Augenblick. Doch auch nach dem besseren 45... Lc6 wird es Weiß gelingen, seinen König nach b6 zu bringen und dann mittels Rückopfer der Qualität die Partie zu entscheiden.

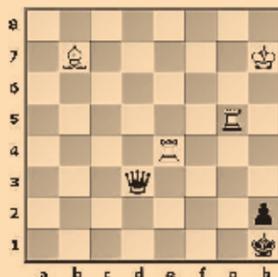
46.g4! Haarscharf bis zum Ende berechnet. Carlsen schafft sich einen Freibauern, der um eine Spur schneller ist als die schwarzen. 46... hxg4 Denn 46... gxf4 47.gxh5 Le4 48.Tc7 ist ebenfalls kaputt. 47.h5 Le4 Nach 47... Lc6 folgt 48.b5! Lxb5 (48... axb5? 49.Txc6 + bxc6 50.a6) 49.Tc7 ist die Partie ebenfalls bald zu Ende. 48.Tc7 f5 49.h6 f4 50.h7 g3 + Es wird noch einmal spannend. Wer kommt zuerst? 51.Ke1 f3 52.h8D f2 + 53.Ke2 Ld3 + 54.Ke3 1-0, denn das Ende ist absehbar: 54... f1D 55.De8 + Kf5 (55... Kd5 56.Tc5 + wird matt) 56.Tf8 + mit Damengewinn.

Ganz leicht 1556



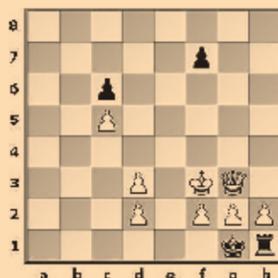
Weiß zieht, matt in zwei Zügen.

Ganz schön 1557



Weiß zieht, matt in drei Zügen.

Ganz schön schwer 1558



Weiß zieht, matt in vier Zügen.

1557: 1.Kg8!! Dd5 + Oder 1... Db3 + matt bzw. 1... Kg8 2.Txe8 2.Tc4 + Dxb7 3.Tc1 matt bzw. 2.Te6 Dxb7 3.Te1 matt.

1556: 1.Tg5! f5 Oder 1... Lf7 2.Db4 matt bzw. 1... Kg8 2.Txe8 4.Tb8 matt (Erich Zeppler 1966).

1555 (Vorwoche): noch 1.Lg7? Sf6 2.h8T Se4 + nicht 1.Lg7? Sf6 2.h8T Se4 + 3.Ke3 Sg3. 1... Sxf6 2.h8T! Nicht 2.h8D? Se4 + 3.dxe4 patt. 2... Se4 + 3.dxe4 patt.

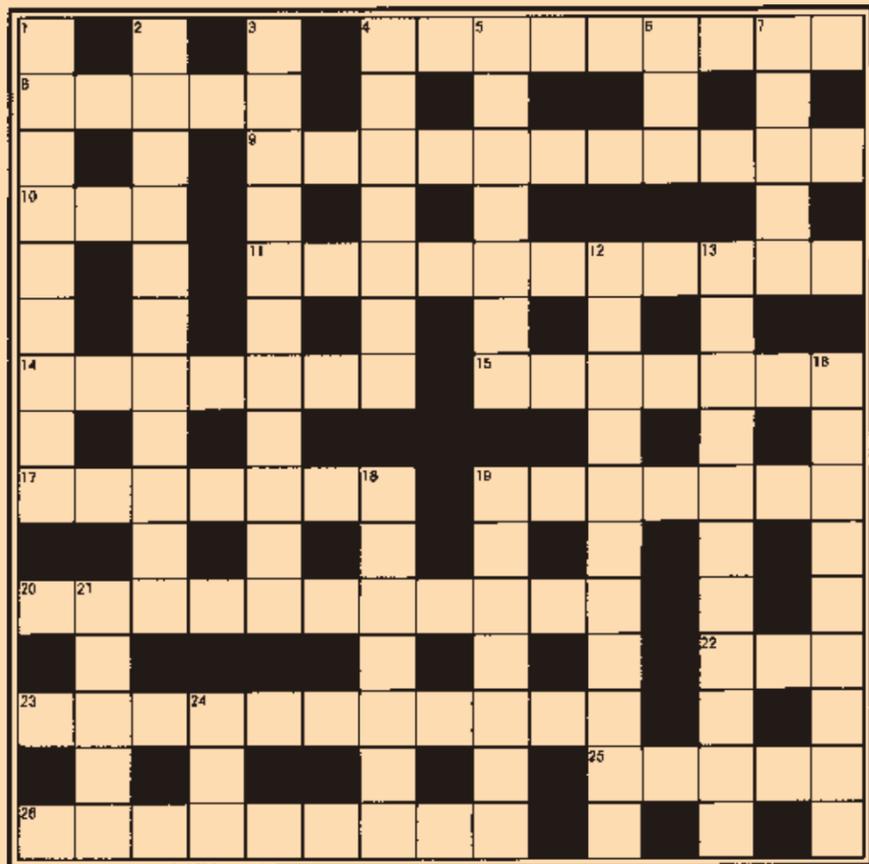
RÄTSEL

Nr. 6501 © Vera Ribarich; raetsel@derStandard.at

Waagrecht: 4 Bei dieser WM in aller Munde: Daraus werden auf den Tribünen große Trompetentöne gespuckt (Mz.) 8 Steht im Königreich Niederlande insular am Anfang vom ABC 9 Äußerst gelassene Art, bella Venezia zu beschreiben ... 10 ... während das zum tiker gehört, wenn er so richtig nervös ist 11 Was dieser I-Tüpfel-Reiter auf die Goldwaage legt, muss Spliss sein? 14 Das Einkommen lässt sich überwurfsmäßig für die Wohnzimmereingarnitur verwenden (Mz.) 15 Ziel der US-Reise, von dem Zora & Ina wirtümlich berichten 17 Hier geht die Sonne derzeit nicht unter: Norwegischer Vorsprung am Start der Polarexpedition 19 Serviles Verhalten nach dem Motto „Vorbeugen ist besser als aufrecht stehen“ 20 Darunter ist zu schlafen, hast du beim Camping das Wichtigste vergessen? Überm-äßige Ortsangabe findest du in Schillers Ode! 22 Empfänger Paulus'schen Handschreibens, Abk. lt. NT 23 Die Vegetarier unter den Flossenträgern, auf Anglerdeutsch gesagt 25 Auf Latein verbreitetes Gerücht 26 Objekt des Schlepperwesens für fernsehgerechte Flüssignahrung
Senkrecht: 1 Verspätet präsentieren? Im Streitfall konziderieren! 2 Dezilbelstarke Stau-Untermalung wird mit An-

klang an 4 waagrecht orchestriert (Mz.) 3 Unter kalt-warmer Armatur/ fix installiert ist das Lavur 4 Muster-gültig zu kopieren, was der Stürmer manchmal sehr steil findet 5 Vornämlich Swifts Erfindung, von Carlton bis Redgrave vorstellbar 6 Für Aufklärungsarbeit im Süden Wiens und im Sondermüllfall zuständig 7 Darin lässt sich als Militär heerlich arbeiten 12 Gar nicht so brotlos: „Es wird die Kunst subventioniert/ und auch der Künstler -“ 13 Kolonialer Kopfschutz für heiße Klimazonen (Mz.) 16 Im Innern nadelspitz: Das ist zwecks Rapprochement sich-lich zu tun 18 Steht als Familienname sprichwörtlich unpassend im Credo 19 Die Prügel bezieht man jedenfalls von einem Flegel(?) 21 Antike Statuenreste, deren Anblick Rost T. verwirrt? 24 Geldfund im Souffleurkasten(!) – wie lange währt(!) sein Aufstieg noch?

Rätselauflösung Nr. 6500 vom 25. Juni 2010:
W: 1 EISSTOSS 6 BANDE 7 ERHOLSAM 9 BUTZ
10 DRASTISCHE 12 GEPFLOGENHEIT 17 PECHBLENDE
19 BOSS 20 KNIETIEF 21 BINGO 22 GENOSSIN
S: 1 ELENDIGE 2 SCHLAPP 3 SPASSIG 4 MACBETH
5 EDITH 8 LETAL 11 STREIFEN 13 FIPSIGE 14 NELKE
15 EINRISS 16 KOMIK 18 HANSE



BRIDGE

Ein Verlierer verschwindet

Nicht alle Alleinspieler sahen schon zu Beginn die Möglichkeit eines Endplays voraus.

Von Kurt Feichtinger

In folgender Partie (Teiler Ost, Ost-West ungefährlich) aus dem Linzer Kaffeehausturnier eröffnete ich in dritter Position das West-Blatt mit 1 Karo, Nord kontriierte, meine Partnerin lizitierte 1 Pik, und Süd sagte 2 Herz, was auch schon der Endkontrakt war. Ich griff mit der Pik-Dame an, die die Alleinspielerin mit dem Ass stach.

Süd zählte zwei Pik- und einen Karo-Verlierer und einen möglichen Verlierer in der Atoutfarbe. Um letzteren zu vermeiden, ging sie mit Treff zum Tisch und ließ den Herz-Buben laufen, den ich mit dem König stach. Ich spielte den Pik-Buben ab und wechselte auf Karo. Meine Partnerin stach den Karo-Buben des Dummy mit dem König und spielte den Pik-König ab. Die restlichen Stiche machte die Alleinspielerin. Das Score -140 war sehr gut für uns, denn etliche Alleinspieler hatten im Herz-Kontrakt zehn Stiche erzielt.

Dazu hätte die Alleinspielerin zum zweiten Stich Karo spielen müssen (natürlich alles unter der Annahme, dass die Pik bei den Gegenspielern so verteilt war, dass die zwei Pik-Stiche nicht abgespielt werden

NORD		OST	
♠ 953	♠ K 8742	♠ 85	♠ K 32
♥ B 632	♥ 85	♥ K 32	♥ B 95
♦ A B	♦ K 8742	♦ K 32	♦ B 95
♣ A K 73	♣ 85	♣ K 32	♣ B 95
WEST		SÜD	
♠ D B	♠ A 106	♠ A 1097	♠ 1064
♥ K 4	♥ A 106	♥ A 1097	♥ 1064
♦ D 9875	♦ A 106	♦ A 1097	♦ 1064
♣ D 1062	♣ A 106	♣ A 1097	♣ 84

konnten). West wäre klein geblieben, und Ost hätte den Karo-Buben mit dem König stechen müssen. Die nachgespielte kleine Pik hätte West mit dem Buben gestochen, aber mangels einer weiteren Pik-Karte hätte er eine Unterfarbe nachspielen müssen. Nun hätte Süd das Herz-Ass abspielen und die Unterfarben eliminieren können, bevor er den West-Spieler mit der zweiten Herz-Runde zu Stich gebracht hätte. Dieser hätte nur noch Karo-Karten gehabt und somit ins Doppel-Chicane spielen müssen, worauf Süd den Pik-Verlierer in einem Blatt hätte abwerfen können, während im anderen Blatt mit Herz geschnappt wurde.

Kathedralen des Wissens und der Weisheit

Als utopisches Modell des Universums bezeichnet Umberto Eco *Bibliotheken*. Gemäß dem Postulat der Unesco muss eine Bibliothek „leicht zugänglich sein, ihre Pforten müssen allen Mitgliedern der Gesellschaft offenstehen, so dass jeder sie frei benutzen kann, ohne Ansehen von Rasse, Hautfarbe, Nationalität, Alter, Geschlecht, Religion, Sprache, Personen- und Bildungsstand“. Mit Ehrfurcht hat die arrivierte Fotografin **Candida Höfer** mittels faszinierender Bilder prachtvolle Bibliotheken dokumentiert. Ihre Bilder erheben sie, ihrer historischen Dimension adäquat, zu Kathedralen edierten Wissens, des Studierens, des Denkens und der Weisheit. Ihre Fotografien entführen den Betrachter – rund um den Globus – in mittelalterliche, barocke Juwelen europäischer Imperialität wie auch in moderne Säle katalogisierter Archaik.

Auf die Spur privater Huldigung von Liebhabern bibliophiler Werke begaben sich **Domini- que Dupuich** und **Roland Beaufré** in *Wie wir mit Büchern wohnen*. Sie zeigen, welchen emotionalen Charakter, welch intellektuelles Ambiente Bücher in Räumen bewirken. Und was deren organisiertes Chaos über deren Besitzer aussagt. *Gregor Auenhammer*

Candida Höfer, „Bibliotheken“. € 49,80 / 272 Seiten. SchirmerMosel Verlag, München 2010
Dupuich & Beaufré, „Wie wir mit Büchern wohnen“. € 29,90 / 192 S., Brandstätter Verlag, 2010

Politik-Buch

Auf Basis der Moral

Wie haben die Menschenrechte in den globalen Krisen und Konflikten des 20. Jahrhunderts an Geltung gewonnen? **Stefan-Ludwig Hoffmann**, Zeithistoriker in Potsdam, hat dazu einen Sammelband herausgegeben, in dem sich 14 Autorinnen und Autoren mit diesem Thema beschäftigen. Der Herausgeber betritt Neuland, die Historisierung der Menschenrechte ist noch nicht weit fortgeschritten. Es existieren, so macht dieser Band deutlich, ganz unterschiedliche Vorstellungen von den Menschenrechten, die man erst dann begreifen kann, wenn man sie in ihrer geschichtlichen Entwicklung sieht: Paradox wirkt es zuerst, dass ganz unterschiedliche Weltanschauungen die jeweils universale Geltung von Menschenrechten behaupten können. Im historischen Überblick wird allerdings vieles klarer. *Urs Vogel*

Stefan-Ludwig Hoffmann (Hg.), „Moralpolitik. Geschichte der Menschenrechte im 20. Jahrhundert“. € 29,90 / 450 Seiten. Wallstein Verlag, Göttingen 2010



Hörbuch

Gastro und andere Sophien

Auch wenn heute die Flut von TV-Figuren, Kochlöffelschwingend, mit japanischen Messern in der Hand und mit Ziegenbärtchen ihren Status als Paprika-Punks unterstreichend, inflationär ist – schon früher, was gerne vergessen wird, wurde gekocht. Gern und gut. Die Kochkunst ist viel älter, als es uns der bekennende Nichtleser Jamie Oliver weismacht. „Gastrosophie“ hieß die Lehre vom luxuriösen Kochen, Speisen und Gnießen. **Andrea Schmoll**, Mitbegründerin der Internationalen Gesellschaft für Gastrosophie, hat eine historische-kulinarische Promenade durch annähernd zwei Jahrtausende arrangiert, die als Einführung in das Thema dienen kann. Flankiert wird das Geschmause vom Römer Apicius über Barock und die ersten Kochbücher, das späte 18. und das ganze 19. Jahrhundert mit Brillat-Savarin, Eugen von Vaerst sowie César Ritz von musikalischen Digestifs. Und von Menükreationen des Sternekochs Rudolf Pellkofer aus Baden-Baden. Das Ganze: ein informativer Rundgang durch Küchen und Restaurants. Schmoll endet in den 1950er-Jahren, nicht zufällig auch das Ende der alten Grand Hotels, in den Küchenstudios für Europas Mittelschicht. Dass der manchmal umständliche Text angenehm hörbar daherkommt, verdankt sich Markus Hoffmann, der vokal alles gut abschmeckt. *Alexander Kluy*

Andrea Schmoll, „Gastrosophie und Lebensfreude“. Sprecher: Markus Hoffmann. € 17,20 / 153 min. steinbach sprechende bücher, schwäbisch hall 2010



Krimi

Ruinen, Heiden, Exorzismus

Subtiler Witz und Sinn für Spannung und Gruseliges kennzeichnen die erfolgreiche Serie des Briten **Phil Rickman** um die anglikanische Pfarrerin Merrily Watkins. Die Balance zwischen Krimi und Mystery-Roman ist perfekt, und der Plot hat es auch in sich. Ein junges Paar hat sich in Herefordshire einen alten Bauernhof gekauft. Auf dem Grundstück steht auch die Ruine einer Kirche. Nun gehören die beiden zu der in England nicht unbeträchtlichen Zahl der „neuen Heiden“, und es ist aus ihrer Sicht nur logisch, dass der einstige heidnische Kultplatz, der von den Christen usurpiert wurde, wieder seiner ursprünglichen Bestimmung zugeführt werden soll. Also will man ein entsprechendes Ritual veranstalten. Das ruft einen fundamentalistischen Prediger auf den Plan. Er hetzt die Dorfbewohner auf: Die „Hexen“ würden obszöne Gelage feiern, der Satan sei mitten unter ihnen. Der pragmatischen Pfarrerin ist das Treiben der einen wie der anderen suspekt. Und dann entdeckt sie, dass der fromme Kollege eine besondere Vorliebe für Exorzismen an weiblichen Gläubigen hat. Nicht genug damit, bekommt sie es noch mit dem Landarzt zu tun, der sich liebevoll um die Älteren kümmert und gleich auch einen tollen Anwalt bei der Hand hat, falls jemand ein Testament machen möchte. Eine geisterreiche Synthese mit Charme und Ironie. *Ingeborg Sperl (www.krimiblog.at)*

Phil Rickman, „Die fünfte Kirche“. Deutsch: Nicole Seifert. € 10,30 / 557 Seiten. rororo, Reinbek 2010



Kinderbuch

Aus dem Leben eines Wombat

Dass dieses hier vorgestellte Buch aus Australien kommt, ist nicht schwer zu erraten. Hauptdarsteller sind nämlich Wombats. Für die ein, zwei, drei Leser und Leserinnen, die mit diesem Begriff nichts anzufangen wissen, sei erklärt: Wombats gehören zu den Beuteltieren, werden bis zu 120 Zentimeter lang und können bis zu 39 Kilogramm wiegen. Okay, das ergab die Internetrecherche. Den Autoren des Tierlexikons fällt zum Aussehen der Tiere wenig Schmeichelhaftes ein: „Der Körper ist walzenförmig gestreckt.“ Oder: „Der ganze Körper wirkt plump und gedrunghen.“ Die Autoren **Jackie French** und **Bruce Whatley** haben den Tieren offenbar zugesehen und ein *Tagebuch eines Babywombat* verfasst – für Kinder jeden Alters bis 99. Kleineren kommt der spartanische Text entgegen. Älteren reicht er. Das Buch lebt vor allem von den Illustrationen. Der Montag eines Babywombats sieht etwa so aus: „Morgens: Geschlafen. Weitergeschlafen. Mittags: Geschlafen, gelangweilt ...“ Viel wird sich an diesem Rhythmus nicht ändern, aber: Ein kleines Kind wird für Irritationen im Schlafalltag sorgen. Und so buddeln die Wombats wie überdimensionale Maulwürfe Loch um Loch in den Boden. So lustig das alles im Buch ist, ob die Wombats nun den Australiern sympathischer sind, darf dennoch bezweifelt werden. Unsere Gemüsebeete sind bekanntlich heilig! *Peter Mayr*

Jackie French und **Bruce Whatley**, „Tagebuch eines Wombat“. € 13,30 / 32 Seiten. Gerstenberg Verlag, Hildesheim 2010



Fundstücke

Dort zugreifen, wo andere zögern

Als „politische Lehrjahre“ bezeichnet **André Schiffrin** die Bilanz seines außergewöhnlichen Lebens. Der Verleger, dessen Bücher mehr bewegt haben, als ihre Auflagen vermuten ließen – und der nebenbei auch wirkliche Bestseller lancierte –, legt Rechenschaft ab über sein Engagement zu beiden Seiten des Atlantiks und das geistige Erbe, das er angetreten hatte: In Paris als Sohn eines bekannten Verlegers (Pléiade-Edition) geboren, wurde er mit fünf zum Flüchtling, die Familie musste sich in New York neu etablieren, und er stieg selbst in die Buchbranche ein – bei dem Verlag seines Vaters Pantheon Books. Der Name stand in den USA lange Zeit für mutige, unabhängige Publikationen, die oft die Parteinahme Schiffrins für einen undogmatischen Sozialismus widerspiegelten. Er griff dort zu, wo andere zögerten – Chomsky, Hobsbawm, Terkel, Foucault sind Beispiele. Als die Branche immer mehr unter den Druck von Konzernen geriet, fing er neu an: mit den feinen, (nicht immer) kleinen New Books. Eine Bestandsaufnahme (*Verlag ohne Verleger*, 1999) verknüpft er mit Ideen, wie Bücher zu retten sind. Das alles macht *Paris, New York und zurück* (dem nur ein sorgfältigeres Endlektorat zu wünschen ist) selbst zum äußerst lesenswerten Buch. Es zeigt zudem, dass Schiffrin nicht aufgehört hat zu lernen. *Michael Freund*

André Schiffrin, „Paris, New York und zurück. Politische Lehrjahre eines Verlegers“. Deutsch von Andrea Marenzeller. € 23,60 / 256 Seiten. Matthes & Seitz, Berlin 2010



BEST-SELLER

Die Innenseite des Mantels

Belletristik

- (1) Donna Leon
Schöner Schein
Diogenes, € 22,60
- (3) Henning Mankell
Der Feind im Schatten
Zsolnay, € 26,80
- (2) John Irving
Letzte Nacht in Twisted River
Diogenes, € 27,30
- (5) Martin Walker
Grand Cru
Diogenes, € 22,60
- (8) Arno Geiger
Alles über Sally
Hanser, € 22,10
- (7) Martin Suter
Der Koch
Diogenes, € 22,60
- (10) David Safier
Plötzlich Shakespeare
Kindler, € 18,50
- (6) Stephenie Meyer
Bis(s) zum ersten Sonnenstrahl
Carlsen, € 16,40
- (4) Cecelia Ahern
Ich schreib dir morgen wieder
Krüger, € 17,50
- (-) Tommy Jaud
Hummeldumm
Scherz, € 14,40

Sachbuch

- (1) Otto Schenk
Ich war nicht immer komisch
Amalthea, € 22,95
- (2) Gianluigi Nuzzi
Vatikan AG
Ecowin, € 22,50
- (5) Burkhard Ellgast
Der Weg des Raben
Ecowin, € 21,90
- (3) Joseph E. Stiglitz
Im freien Fall
Siedler, € 25,70
- (4) Dietmar Grieser
Es ist nie zu spät
Amalthea, € 19,95
- (8) Toni Innauer
Am Puls des Erfolgs
CSV, € 24,95
- (7) Bürger/Rotschild
Wie die Wirtschaft die Welt bewegt
Lesethek, € 21,90
- (-) Tony Judt
Das vergangene 20. Jahrhundert
Hanser, € 28,70
- (-) Michael Mittermeier
Achtung Baby!
KiWi, € 15,40
- (9) Helmut Reinalter
Die Weltverschwörer
Ecowin, € 19,95

WIEN: Berger: 1010, ÖBV-Buchhandlung: 1010, Leporello: 1090, Bücherstube Baumann: 1190, Posch: 1070; BURGENLAND: Nentwich: 7000 Eisenstadt; NIEDERÖSTERREICH: Schmidl: 3500 Krenn, Winter: 3400 Klosterneuburg; OBERÖSTERREICH: Dim: 4910 Ried; SALZBURG: Motzko: 5017 Salzburg; STEIERMARK: Leykam: 8600 Bruck; KÄRNTEN: Kärntner BH.: 9020 Klagenfurt; VORARLBERG: Brunner: 6900 Bregenz Morawa-Gruppe und Thalia-Buchhandlungen

New York Times Fiction

- (1) Stieg Larsson
The Girl who kicked the Hornet's Nest
Knopf, € 22,10
- (-) Nelson DeMille
The Lion
Grand Central, € 21,40
- (-) Justin Cronin
The Passage
Ballantine, € 21,40
- (4) Kathryn Stockett
The Help
Putnam, € 10,50
- (3) Clive Cussler, Justin Scott
The Spy
Putnam, € 24,30

NYT Nonfiction

- (1) Justin Halpern
Sh*t my Dad says
HarperCollins, € 12,90
- (-) Anthony Bourdain
Medium Raw
HarperCollins, € 18,20
- (3) Laura Bush
Spoken from the Heart
Scribner, € 23,60
- (4) Michael Lewis
The Big Short
Norton, € 20,40
- (2) Sebastian Junger
War
Twelve, € 22,30

Christa Wolf erinnert sich in ihrem autobiografischen Roman „Stadt der Engel“ an eine Lebenskrise und das Ende der DDR. Von Wolf Scheller

In den Kalifornien-Impressionen von 1993 beschreibt Christa Wolf einen Traum, der Berlin nach Los Angeles holt: „Kerzen brennen, die viele Menschen in den Händen tragen, sie rufen rhythmisch: Keine Gewalt! Es ist der erfüllte Augenblick, ich weiß es sogar im Traum.“ Und dann gibt es auch noch die Szene, in der vier Frauen auf dem Highway „We shall overcome“ singen. Und so setzen sich 16 Jahre später bei der Niederschrift ihres Romans *Stadt der Engel* die Träumereien von Christa Wolf fort.

Und gesungen wird da vor allem von der Ich-Erzählerin, die zwar durchgängig die autobiografische Kennung der Autorin trägt, aber auf keinen Fall mit ihr verwechselt werden darf. Von Schuberts *Winterreise* („Fremd bin ich eingezogen“) bis zu den reitenden blauen Dragonern reicht das nächtliche Liedgut – und doch haben wir es nicht mit einem heiteren Rückblick zu tun, sondern mit einem literarisch fein gewobenen Erinnerungsbuch, das die Erfahrungen der nunmehr 81-jährigen Dichterin in all ihren vielen Schattierungen reflektiert. Die Haupterzählung widmet sich ihrem Aufenthalt 1992/93 in den USA, als sich die prominente Autorin aus der inzwischen untergegangenen DDR als Stipendiatin am Getty Center in Los Angeles aufhielt und dort via Fax mit Zeitungsartikeln über den Inhalt ihrer damals von der Gauckbehörde an die Medien weitergereichten Stasi-Akte informiert wurde.

Zu diesem Zeitpunkt geriet Christa Wolf in den „Fleischwolf“ des westdeutschen Feuilletonbetriebs. Die als „IM Margarete“ geführte Autorin hatte zwischen 1959 und 1962 mehrere Berichte für die Stasi verfasst, was ihr jetzt berechtigte Kritik, aber auch schmähende Nachrufe zu Lebzeiten einbrachte. Sie wurde als larmoyante Mater dolorosa vorgeführt, die aufrecht und gläubig den Kanon des Sozialismus verteidigte, und gerade ihre im erzählerischen Werk so viel bewunderte eher sanfte, deskriptive Vorgehensweise wurde nun mit beträchtlicher Häme bedacht. Doch Christa Wolf, die auch heute bekennt, dieses „kleine Land“, die DDR, geliebt zu haben, hat sich als Motto für ihren Roman einen Satz aus Walter Benjamins Essay *Ausgraben und Erinnern* gewählt: „So müssen wahrhafte Erinnerungen viel weniger berichtend verfahren als genau den Ort bezeichnen, an dem der Forscher ihrer habhaft wurde.“

Die Ich-Erzählerin schreibt all dies in unserer heutigen Gegenwart vor dem Hintergrund der aktuellen Finanzkrise und der Erfahrung mit der Zäsur von 9/11. Zugleich greift sie zurück bis auf ihre Jugend unter dem Nationalsozialismus, erinnert sich an die Flucht aus ihrem Heimatort, an ihr Studium und an die Frühzeit der DDR, wo sie später zu einer Institution wurde, ohne freilich – anders als die von ihr bewunderte Anna Seghers – jemals zur Staatsdichterin zu werden.

Diktatur des Proletariats

Allerdings wird im Roman nicht deutlich, wie sie heute zu dem SED-Staat steht, auch wenn sie entschuldigend bemerkt, „dass wir in einer Diktatur lebten, der Diktatur des Proletariats. Eine Übergangszeit, eine Inkubationszeit für den neuen Menschen, versteht ihr?“. Ihrer Erzählweise, die immer mit zwei Perspektiven operiert, bleibt sie treu: Sie untersucht das Gesteirne und vergleicht es mit der Gegenwart. So berichtet ihr erzählendes Ich vom letzten Besuch in Moskau vor 1989. Auf dem Flughafen begegnet sie einem Madrigalchor aus Leipzig, der nach wochenlanger Tournee durch Russland wieder nach Hause zurückfliegt, von ihr aber wissen will, was in Leipzig passiert ist, wie es um die Demonstrationen steht. „Es waren hunderttausende auf der Straße, und nichts ist passiert.“ Worauf der Chor das Eichendorff-Lied *O Täler weit, o Höhen* anstimmt, die Erzählerin ihrem Du aber anvertraut: „Du als Einzige von allen Zuhörern verstandest, warum sie sangen, und du musstest dich wegdröhnen und hättest dein wehes und bewegtes Gefühl nicht benennen können.“

Christa Wolf sucht auch in diesem Buch immer wieder die größtmögliche Nähe zu ihren Figuren. Aber ihr fiktionales autobiografisches Erzählen verläuft sich doch allzu oft in einer peniblen, nahezu dokumentarischen Recherche. In Los Angeles, der „Stadt der Engel“, sammelt sie, was ihr an historischem Stoff über die Geschichte der Emigration begegnet. Während der Dreißigerjahre wurde Santa Monica zu einem Schmelztiegel des Exils. Immer wieder liest sie in den Tagebüchern von Thomas Mann, spürt dem Agieren von Brecht, Schönberg, Feuchtwanger und Einstein nach – und konstatiert bei sich selbst die anhaltende „Fassungslosigkeit über Deutschland“. Beim Besuch der vielen Dinnerpartys trifft sie auf die Enkelgeneration, etwa auf junge jüdische Paare, die sie nach den Verhältnissen in Deutschland befragen, vor allem aber von ihr wissen wollen, was das für ein Regime war, unter dem sie in der DDR gelebt hat.

Das fiktionale Erzähler-Ich der Christa Wolf macht es sich nicht leicht mit der Beantwortung solcher Fragen. Überhaupt trägt die Autorin schwer an ihrer Vergangenheit als Bürgerin der DDR, die diesen Staat bejaht hat, ihn nicht als Unrechtssystem ansieht und ihm innerlich in der ihr eigenen skrupulösen Haltung die Treue hält. Ihr berühmtes Buch *Kein Ort. Nirgends* hat ihr damaliges Lebensgefühl kenntlich gemacht. Das wird auch jetzt im neuen „Roman“ erinnert.

Whiskey und Margaritas

Sie hat den Glauben an die Reformierbarkeit des Systems keineswegs verloren, auch wenn sie unter den Bedingungen dieses paranoiden Verfolgungsstaates leiden musste, was sich in den 42 Bänden ihrer Opferakten nachlesen lässt. An ihrer moralischen Integrität hätte nicht gezweifelt werden dürfen, wohl aber an ihrer politischen Einsichtsfähigkeit. Im Buch fragt sich das Erzähler-Ich, warum es sich mit „denen“ überhaupt eingelassen habe – und gibt sich auch gleich die Antwort: „Weil ich sie noch nicht als ‚die‘ gesehen habe, glaube ich.“ Es ist aber dieses hin und her schwankende Abwägen des Urteils, das es mitunter schwermacht, diese

Meisterin der Abstandsverringering und spürbaren Nähe in ihrem Kokon deutlich auszumachen. Im Buch hat sie auch vieles erfunden, was der Vielschichtigkeit des Erzählten zugutekommt, mitunter aber belastend wirkt.

Dass die Ich-Erzählerin 1992 noch mit ihrem alten DDR-Pass in die Staaten reist und bei der Ankunft gefragt wird, ob sie sicher sei, dass es dieses East-Germany überhaupt noch gebe, ist ein hübsches Aperçu – aber auch nicht mehr. Schwieriger wird es mit dem Schutzengel „Angelina“ (benannt nach ihrer schwarzen Raumpflegerin), bei dem sich die

„Christa Wolf, die sich immer gegen den Stempel einer doppelbödigen Moralistin wehrte, hat ihren sozialistischen Überwurf in „Stadt der Engel“ nicht abgelegt.“

Erzählerin nach dem ausgiebigen Genuss ihres Lieblingscocktails Margarita (auch dem Whiskey wird zugesprochen) öfters Rat holt.

Dabei fehlt es nicht an therapeutischem Zuspruch – etwa bei den häu-

figen Begegnungen mit einem jüdischen Autor namens Peter Gutman, der über Walter Benjamin arbeitet. Oder bei dem japanischen Psychiater, der ihre Gelenkschmerzen mit Akupunktur lindert. Und da gibt es eben noch die Korrespondenz einer alten Kommunistin mit einer verblichenen Freundin, die den Anlass für ihren Studienaufenthalt in Kalifornien darstellt.

Ob sich das alles so zugetragen hat, wie sie es schildert, ist aber nicht entscheidend. Christa Wolf, die sich immer gegen den Stempel einer doppelbödigen Moralistin gewehrt hat, hat ihren sozialistischen Überwurf nicht abgelegt. Denn auch *The Overcoat of Dr. Freud*, wie der Untertitel ihres Buchs heißt, gibt es zwar nicht, wird aber von Christa Wolf immer dann als Schutzmantel des Erzähler-Ichs eingesetzt, wenn sich die Erinnerung zwischen preußisch-protestantischer Innerlichkeit und säkularisierter Moral zu verirren droht. Sie rettet sich dann flugs in das Gedankenmuster der Autorin: „Ich möchte sein, wo es noch Geheimnisse gibt. Wo nicht einem jeden jedes Geheimnis mit Gewalt entrissen wird, weil nur so die Welt sauber sein kann.“

Christa Wolf, „Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud“. Roman. € 25,50 / 416 Seiten. Suhrkamp, Berlin 2010



„Wo nicht einem jeden jedes Geheimnis mit Gewalt entrissen wird, weil nur so die Welt sauber sein kann“: Christa Wolf bei der Präsentation ihres neuen Romans in der Berliner Akademie der Künste. Foto: Berthold Stadler



„Das konventionelle Gymnasium war für meinen Sohn eine Folterkammer“:
Büchner-Preis-Träger
Josef Winkler über
Schul-Werdegänge in
zwei Generationen.

Der Schriftsteller
Josef Winkler in
der ersten Klasse
der Volksschule,
zu einer Zeit,
als das Wü-
nschen nichts
geholfen hat.
Fotos: privat, EPA

Ausgeschult – eingeschult

Wohl im Jahre 1959 bin ich in meinem Heimatdorf in Kamering bei Paternion, Kärnten, in die erste Klasse der Volksschule gekommen, zu einer Zeit also, als das Wünschen nichts geholfen hat, sich auch die Eltern dem Pfarrer oder dem Lehrer unterworfen haben. Den ersten Lehrer, der später Selbstmord begangen hat – ich war richtig stolz auf ihn –, hatten wir die ersten zwei Jahre in der Volksschule. Er war ein reisefreudiger Mensch, und als er dann schwer krank wurde, sagte er: „Jetzt werde ich meine letzte Reise antreten!“ Dann nahm er sich das Leben. Er war streng, autoritär, und dann und wann mussten wir scheideln, also auf einem scharfkantigen Holzschneidniederknie, oder wir wurden in die Ecke gestellt.

Danach ist für ein weiteres Jahr, für die dritte Klasse, ein neuer Lehrer gekommen, den ich geliebt habe, der aber nur ein Jahr lang in unserer Schule geblieben und der jeden Tag mit dem Omnibus aus Villach in unser Dorf gekommen ist. Wenn ich ihn vom Fenster meines Elternhauses vom Omnibus kommen sah, lief ich mit meiner Schultasche zur Tür hinaus, um ihn als Erster zu begrüßen. Hand in Hand gingen der Lehrer und ich in die Schule, und ich hatte natürlich alles Einser. Ja, „alles Einser“, das war unser Sprachgebrauch.

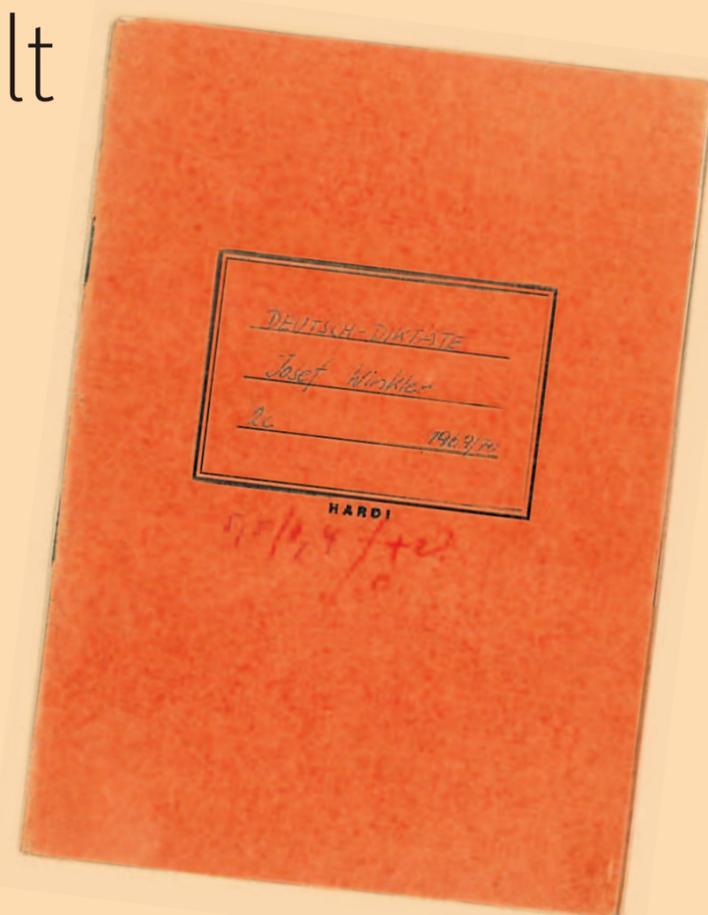
Der dritte Lehrer, der dann gekommen ist, hatte in der Volksschule eine Oberstufe gegründet. Während meine drei älteren Geschwister in Feistritz an der Drau in die Hauptschule gegangen sind, blieben wir in der Dorfvolksschule sitzen und wurden nach acht Jahren ausgeschult. Mit einem einzigen Satz wurden alle Eltern überrumpelt: „Besser ein gutes Volksschulzeugnis als ein schlechtes Hauptschulzeugnis!“ Gerne also wäre ich in die Hauptschule gegangen – meine beiden besten Freunde, der Lehrer- und der Schneidersohn, sind sogar ins Gymnasium gegangen –, wir Bauern- und Keuschlerkinder sind in der Volksschule sitzengelieben, wir mussten also sitzenbleiben, wir hatten keine andere Wahl, wir saßen, um es so auszudrücken, auf unserer Schulbank vor einer vollendeten Tatsache, und das Wünschen, das nicht geholfen hat, war kein Thema, es wurde nie mehr darüber geredet, denn selbst wir Kinder sahen ein, dass es besser ist, ein gutes Volksschulzeugnis als ein schlechtes Hauptschulzeugnis in der Hand zu haben, und wir zweifelten nicht daran, dass wir ein schlechtes Hauptschulzeugnis in die Hand bekommen würden. Und wenn mich dann je-

mand außerhalb des Dorfes gefragt hat, warum ich nicht in die Hauptschule gehe, sagte ich: „Besser ein gutes Volksschulzeugnis als ein schlechtes Hauptschulzeugnis!“

Zwischen Einser und Zweier

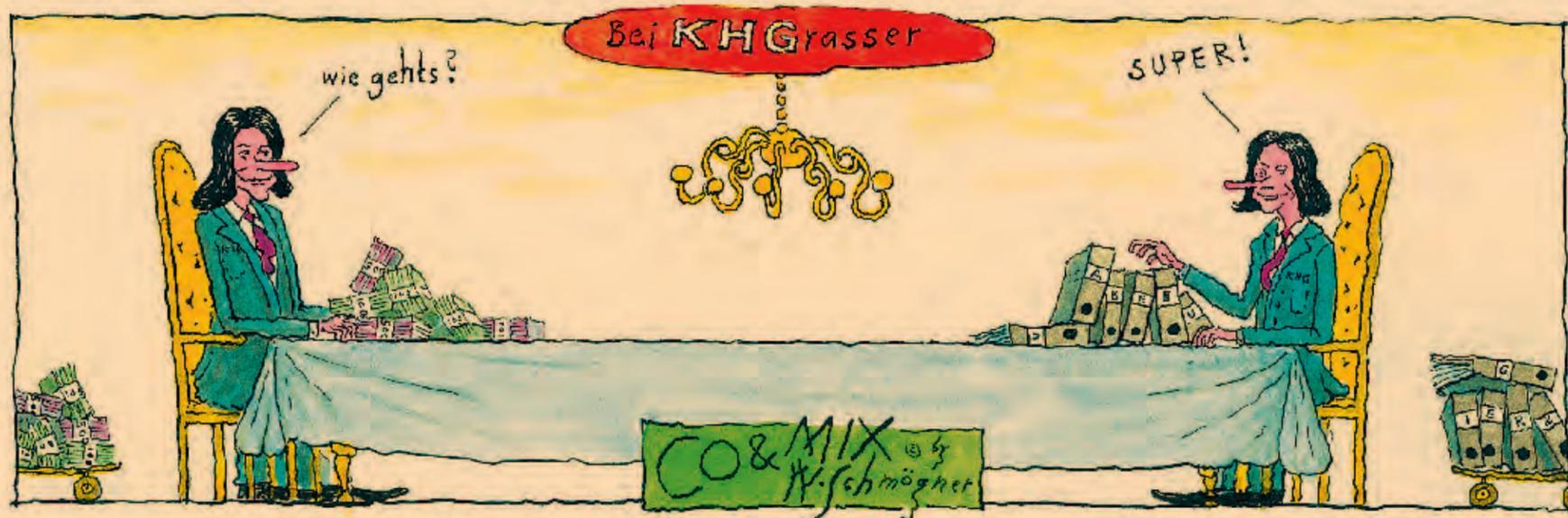
Mein vierzehnjähriger Sohn Kasimir, der Legastheniker ist, wechselte im vergangenen Herbst 2009 von einem konventionellen Gymnasium in die Neue Mittelschule. Im konventionellen Gymnasium – der Direktor dieser Schule behauptete, dass mein Sohn unter den 1000 Schülern der einzige Legastheniker ist – hatte er trotz mühsamer und auch finanziell aufwändiger Nachhilfe, in Englisch und Mathematik entweder eine Vier oder eine Fünf. In der Neuen Mittelschule pendelt er, ohne Nachhilfe, zwischen einer Eins und einer Zwei hin und her, er versteht und begreift jetzt das meiste. Wenn er damals, als er noch ins konventionell-konservative Gymnasium ging, am Morgen

seine Schulsachen zusammenpackte, warf er die Hefte, die er für diesen Tag nicht benötigte, oft schreiend und weinend durch das Wohnzimmer in sein Kinderzimmer hinein. Jetzt ist es eine Freude, ihm zuzuschauen, wenn er



morgens in die Schule geht und am späteren Nachmittag wiederkommt. Das konventionelle Gymnasium war für ihn eine Folterkammer, und aus dieser Folterkammer haben wir ihn, um es so

zu sagen, „ausgeschult“ und in die Neue Mittelschule gegeben, und ich hoffe, für alle anderen Schüler auch, dass das alte Gymnasium bald nicht mehr „Schule“ macht.





Sie ist die eiserne Lady des österreichischen Fremdenrechts. Und das ist streng und soll immer noch strenger werden. Des find i super, sagt der, wenn schon nicht von Natur aus, so durch permanente Boulevardmedien-Massage inzwischen ordentlich fremdenfeindliche Österreicher.

Foto: M. Cremer

Das Erschreckende an Frau F.

„Frau Fekter“, habe ich geschrieben, „man kann nicht verlangen, dass ich ein Schreiben an Sie mit der Floskel ‚Sehr geehrte‘ beginne. Das wäre Zynismus. Und der ist eher Ihre Sache als meine.“ Peter Henisch über Maria Fekter.

Frau Fekter ins Bild zu rücken ist ein fragwürdiger Akt. Die vielen Zeichen auf dieser Seite sind ja meist Menschen gewidmet, denen sich die Autorinnen oder Autoren durch Sympathie verbunden fühlen. Menschen, die sie als Vorbilder schätzen, Menschen, die ihnen aufgrund ihrer Interessen oder ihres Engagements nahestehen. Menschen an die sie sich und andere gern erinnern. Gegebenenfalls auch merkwürdige Menschen, liebenswerte Käuze, sogenannte Originale.

Ein wenig ist diese Seite auch so etwas wie eine gedruckte Hall of Fame. Und wahrscheinlich sind viele der Persönlichkeiten, auf die hier aufmerksam gemacht wird, von den geistig und seelisch Verarmten in unserem Land sogenannte Gutmenschen. Was hat also die gegenwärtige (leider allzu gegenwärtige) Innenministerin hier zu suchen? Sie kommt in diese Nachbarschaft wie Pilatus ins Credo.

Ich würde lieber über wen anderen schreiben. Über Pfarrer Friedl zum Beispiel, der sich so tapfer für die Familie Zogaj einsetzt. Oder (wahrscheinlich hat das ja schon jemand anderer getan) über die unermüdliche Ute Bock. Oder über Di-Tutu Bukasa, der die Fußballmannschaft der Sans Papiers auf die Füße gestellt hat.

Aber ich habe mich mit Frau F. eingelassen. Bin mit ihr in eine Beziehung getreten. Das war vor zehn Tagen, da konnte ich einfach nicht anders. Ich habe mich aufgerafft und der Innenministerin geschrieben.

Anlass waren die Statements, die sie in Zusammenhang mit dem Erkenntnis des VGH von sich gegeben hat. Was ich daran unerträglich fand und finde ist eine ganz spezifische Hypokrisie und Verlogenheit. Frau Fekter, habe ich geschrieben, man kann nicht verlangen, dass ich ein Schreiben an Sie mit der Floskel ‚Sehr geehrte‘ beginne. Das wäre Zynismus. Und der ist eher Ihre Sache als meine.

Schon wahr, das ist keine Anrede, die man als Ministerin gewöhnt ist. Und vielleicht leiten die Beamten, die im Innenministerium die Post sichten, E-Mails, die so unhöflich beginnen, gar nicht weiter. Und wenn doch, so hat die Ministerin wahrscheinlich ihrer Ansicht nach Wichtigeres zu tun, als die distanzlosen Zeilen eines irgendwo links irrlichternden Autors zu lesen. Bislang habe ich jedenfalls keine Antwort von ihr.

Nicht dass mich das überrascht. Ich kann damit leben. Andererseits möchte ich nichts verabsäumen. Auch um Frau Fekters willen. Ich will nichts unversucht lassen. Hier hätte sie noch Gelegenheit zu lesen, was ich ihr sagen wollte.

So eine Ministerin hat es ja wirklich nicht leicht. Schon an sich gehört die Leitung des Innenministeriums wahrscheinlich zum Unangenehmsten, was einem/einer in der Politik aufgebürdet werden kann. Es gibt traurige Beispiele in den letzten Jahrzehnten. Was ist

mit Caspar Einem passiert, sobald er Innenminister war, und was hat Liesl Prokop mit sich geschehen lassen?

Man könnte sagen, die beiden sind tragisch gescheitert. Der eine, weil er nicht in Ehren zurückgetreten ist, als man ihn keine humanere Politik machen ließ, die andere, weil sie sich selbst vergeblich eingeredet hat, ohnehin eine humane Politik zu machen. Im Rahmen der Möglichkeiten. Das klingt gar nicht schlecht. Nur wurde dieser Rahmen leider sukzessive eingeengt.

Das Erschreckende an Frau F. ist, dass ihr die Rolle, die sie seit nunmehr zwei Jahren spielt, Spaß zu machen scheint. Sie fühlt sich nicht fehl am Platz, sondern gerade richtig. Ihre Augen glitzern, wenn sie wieder einmal einen ihrer unsäglichen Sager von sich gibt, ihr Mund lächelt. Seh ich das falsch, verzerrt? Ich bitte Sie, Frau Fekter, sagen Sie ein einziges Mal, dass Sie es nicht so meinen!

Ich bitte Sie, Frau Fekter

Sie sagt es nicht. Sie wird so etwas wohl nie sagen. Sie ist die eiserne Lady des Österreichischen Fremdenrechts. Und das ist streng und soll immer noch strenger werden. Des find i super, sagt der, wenn schon nicht von Natur aus, so durch permanente Boulevardmedien-Massage inzwischen ordentlich fremdenfeindliche Österreicher.

Natürlich sagt das auch die anständig fremdenfeindliche Österreicherin. Wenn es – sobald Frau F. den Vollzug der Mission Z. mit dem entsprechenden Stolz verkündet hat – womöglich Posters mit ihrem Porträt gibt, werden sie manche der Damen, deren munter gehäusige Gespräche mir den Aufenthalt in Kaffeehäusern oder das Fahren in öffentlichen Verkehrsmitteln verleiden, bestimmt daheim aufhängen. Vor dem Fekter-Poster können sie dann den Blick üben, mit

dem man rehleinäugige Teenager austreibt. Manche schaffen es jetzt schon, so dreinzusehen wie ihre Ministerin.

Zuerst hat man eine Familie zerstört und die Psyche bis dahin intakter Personen zerrüttet, dann hat man sich heftig darum bemüht, die miesesten Instinkte einer Bevölkerung aufzustacheln, die, anders angesprochen, gewiss auch für andere Botschaften zugänglich wäre. Es gab einmal so etwas wie Gastrecht, es gab einmal so etwas wie Nächstenliebe, es gab einmal so etwas wie Solidarität. Aber klar: Um die Leute daran zu erinnern, muss man eine gewisse Courage gegen den Zeit-Ungeist aufbringen. Eine Courage, die unter unseren Politikern und Journalisten leider sehr selten geworden ist.

Frau Fekter könnte uns alle überraschen. Sie könnte ihrem Herzen einen Stoß geben und vom humanitären Bleiberecht Gebrauch machen. Immer noch, wie Verfassungsjuristen (siehe z. B. DER STANDARD vom 16. 6.) bestätigen. Der Spruch des VGH sagt nichts anderes, als dass man die Zogajs aufgrund der geltenden Rechtslage abschieben dürfe, er sagt kein Wort davon, dass man sie abschieben muss.

Auch die vielen anderen, bestens in Österreich integrierten Familien, die weniger im Blickpunkt der Österreicher stehen als die Zogajs, muss man nicht abschieben. Bei manchen könnte man froh sein, dass sie da sind. Und es gibt ja auch gute Nachbarschaften, ganze Ortsgemeinschaften, die das manifestieren. Frau F. könnte das endlich zur Kenntnis nehmen.

Dass sie ihrem Herzen einen Stoß gibt, ist allerdings sehr unwahrscheinlich. Mit Herz darf man einer wie ihr wohl nicht daher kommen. Das Herz ist ein schrecklich unzeitgemäßes Organ. Wo kämen wir denn hin, wenn sich zur Erhaltung von

Recht und Ordnung eingesetzte Personen darauf besinnen?

Das geltende Recht, auch wenn es in diesem Fall vor allem als Rechtfertigung für ressentimentgesteuerte Rechthaberei benutzt wird, muss Recht bleiben. Alles, was Recht ist! In einem Land, in dem Lady F. Innenministerin ist, geschehen keine Wunder. Dazu ist sie nicht bestellt. Ganz im Gegenteil. Ich würde ihr trotzdem wünschen, dass sie ein Engel besucht und ihr was ins Ohr flüstert.

Maria, besinn dich!

Etwa dies: Mitzi! Ich bin gekommen, um dich an etwas zu erinnern. Ich sage dir das in deinem eigenen Interesse.

„Mitzi! Ich bin gekommen, um dich an etwas zu erinnern. Ich sage dir das in deinem Interesse. Du gehörst einer Partei an, die sich immer noch, so peinlich das manchmal wirkt, auf christliche Werte beruft. Also, Maria, besinn dich, bevor es zu spät ist! Wenn es eine über die

kleinlich dummen und bösen Verhältnisse, in denen du agierst und reagierst, hinausreichende Gerechtigkeit gibt – man kann ja nie wissen, wir sollten das nicht ganz ausschließen –, dann wirst du nicht nur für das zur Verantwortung gezogen werden, was du – nur so zum Exempel – der Familie Zogaj, sondern auch für das, was du der österreichischen Seele ange-tan hast. Das könnte haarig werden. Da liegt dann einiges vor dir. Ich fürchte, Frau Fekter, Sie glauben nicht an Engel. Aber tun Sie es wenigstens arbeitshypothetisch. Vielleicht besteht noch eine Chance.



Peter Henisch, geb. 1943 in Wien, ist seit 1975 freier Schriftsteller. Zuletzt erschien der Roman „Der verirrte Messias“ (Deuticke, 2009). Gerade

wurde er mit dem Goldenen Verdienstzeichen der Stadt Wien ausgezeichnet. F.: Corn